

ARBEITSLOS,



**ABER NICHT
WEHRLOS!**

**Der Verein
Neue Arbeit Chemnitz:
Engagiert für die
Menschen in Sachsen**

Rohnstock Biografien



**Wer nicht aufrecht geht
die
Stjerne
sieht
nur in der Pfütze !**

*Klaus-Dieter Trompke
Betriebsrat
Spinnereimaschinenbau GmbH
Chemnitz*

**ARBEITSLOS,
ABER NICHT
WEHRLOS!**

**Der Verein
Neue Arbeit Chemnitz:
Engagiert für die
Menschen
in Sachsen**

Auch wer **nichts** verdient
verdient
! Respekt

ARBEITSLOS, ABER NICHT WEHRLOS!

**Der Verein
Neue Arbeit Chemnitz:
Engagiert für die
Menschen
in Sachsen**

zusammengetragen und aufgeschrieben
von Rohnstock Biografien
ermöglicht durch die Stiftung Neue Länder
in der Otto Brenner Stiftung



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
Grußwort	8
Prolog: »Treten Sie in die Gewerkschaft ein, da werden Sie vertreten!«	10
Kapitel 1 Industriestadt im Umbruch Eine sinnvolle und wichtige Arbeit Neue Arbeit für Chemnitz Chemnitzer Konsensmodell	13 20 28 40
Kapitel 2 Arbeitslose Ingenieure werden innovativ »Einem Ingenieur ist nichts zu schwer«	45 52
Kapitel 3 Neue Struktur – neue Herausforderungen	69
Kapitel 4 Bürgerinnen und Bürger als Stadtplaner	90
Kapitel 5 Neue und vielfältigere Arbeit SELfMADe macht Mut Pflegebegleiter erleichtern den Alltag Stadtteilpilotinnen fragen nach Sorgen Beratung weiter Kerngeschäft	109 111 120 125 132
Nachwort	142

Vorwort

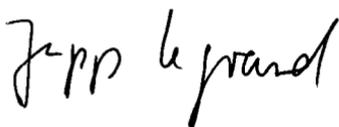
Nach der erst vor kurzem veröffentlichten Kurzstudie »Strukturpolitische Instrumente der Nachwendezeit« beschäftigt sich die Stiftung Neue Länder (SNL) in der Otto Brenner Stiftung (OBS) nun ein weiteres Mal mit dem Thema Wiedervereinigung, die sich 2020 zum dreißigsten Mal jährte. Während die SNL/OBS-Untersuchung der Frage nachging, ob strukturpolitische Instrumente einer aktiven Industriepolitik und arbeitsmarktpolitische Ansätze aus der Nachwendezeit auch für heutige Transformationsprozesse von Relevanz sein können, rückt unsere jetzige Neuerscheinung andere wichtige Gesichtspunkte in den Mittelpunkt der historischen Betrachtung.

Das Buch zeichnet die Geschichte des Vereins Neue Arbeit Chemnitz e. V. (NAC) nach, die exemplarisch für viele engagierte Initiativen steht, die in den Jahren nach 1990 auf dem Gebiet der ehemaligen DDR entstanden sind und ohne die es vermutlich zu weit größeren sozialen Verwerfungen im Zuge des Abbaus zahlloser Arbeitsplätze gekommen wäre. Teils aus regionalen, heute würde man sagen: Graswurzelbewegungen entstanden, wie im Falle des NAC, teils auf Veranlassung einzelner Betriebe oder auf politische Weichenstellungen hin gegründet, ging es immer darum zu helfen: Arbeitslos gewordenen oder von Arbeitslosigkeit bedrohten Menschen Unterstützungsangebote zu machen, die das umfangreiche, heute längst gängige, damals aber neue Spektrum der Arbeitsmarktpolitik umfassten. Die Palette der Angebote reichte von der Arbeit in gemeinwohlorientierten Beschäftigungsmaßnahmen über Qualifizierung und Weiterbildung, Coaching bei Existenz- und Ausgründungen, Unterstützung und Beratung bei den noch unbekanntenen Hilfen und Ansprüchen aus den sozialen Sicherungssystemen bis hin zur bloßen Anlaufstelle, die mit Rat und Tat bei der Bewältigung der Folgen der Arbeitslosigkeit zur Seite steht.

Der Neue Arbeit Chemnitz e. V. ist hierfür ein besonders gelungenes Beispiel: Entstanden als lokale Initiative betroffener Arbeitnehmer, gewerkschaftlich unterstützt und – was für die Qualität seiner Arbeit, seiner Beschäftigten und seiner Geschäftsführung spricht – durchgängig bis heute erfolgreich tätig!

Dass trotz stark gesunkener Arbeitslosenzahlen Träger wie der NAC nach wie vor aktiv sind und auch weiterhin gebraucht werden, hängt auch zusammen mit einem Bündel von zum Teil neuen Problemlagen. Die immer noch viel zu hohe und verfestigte Langzeitarbeitslosigkeit ist ein Grund dafür, dass dem NAC die Arbeit nicht ausgeht. Hinzu kommen neue Aufgabenfelder, wie die Präventions- und Aufklärungsarbeit im Kampf gegen antidemokratisches Gedankengut in Zivilgesellschaft wie Arbeitswelt.

Das Besondere am vorliegenden Buch ist, dass Akteure und Beteiligte unmittelbar zu Wort kommen und ihre Geschichte erzählen – und damit auch die zahlreichen Aktivitäten und Projekte des NAC in den Blickwinkel einer spannenden Nacherzählung rücken. Entstanden ist so ein lebendiges und wirklichkeitsnahes »Lesebuch«, das aus erster Hand ein buntes und vielschichtiges Bild zeichnet. Wir wünschen dem Buch weite Verbreitung und den Leserinnen und Lesern viel Erkenntnisgewinn und auch Vergnügen bei der Lektüre – auch wenn die Themen des Buches dazu nicht immer Anlass geben.



Jupp Legrand

Geschäftsführer der Otto Brenner Stiftung

Berlin und Frankfurt am Main, im März 2021

Grußwort

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren,

die Chemnitzer Metallerrinnen und Metaller eint seit vielen Jahren ein Motto: »Wir bauen unsere Zukunft selbst«. Heute sind es die Auswirkungen von Digitalisierung, demografischer Entwicklung, Energiewende, Veränderung der Mobilität, Klimawandel, aber auch die Angst vor Arbeitsplatzverlust, die viele Menschen beschäftigen. Beschleunigt wird dieser Wandel aktuell durch eine weltweite Corona-Pandemie. Unter diesen Bedingungen vollzieht sich Transformation beschleunigt wie in einem Brennglas. Das gesellschaftliche Leben verändert sich gefühlt geradezu exponentiell in kurzen Zyklen. Unser Ziel ist es, die Menschen bei diesen vielen Veränderungen mitzunehmen.

Auch diesen Prozess wollen wir getreu unserem Motto: »Wir bauen unsere Zukunft selbst« als IG Metall mitgestalten. Und für viele, insbesondere unsere aktiven Metallerrinnen und Metaller in der Nachwendezeit, die gegen den Niedergang einer ganzen Industrieregion ankämpften, ist es nicht der erste Veränderungsprozess. Die Bedingungen von vor dreißig Jahren sind sicher nicht die gleichen wie heute. Damals hatten die Chemnitzer Metallerrinnen und Metaller ebenfalls keine Blaupause für den Umgang mit der Krise. Doch sie wussten, dass die Menschen, die in diesem Veränderungsprozess mit großen Erwartungen gestartet und oft in Ernüchterung gelandet sind, mitgenommen werden müssen.

Mit dem 3. Oktober 1990, Tag der Deutschen Einheit, der mit viel Hoffnung verbunden war, verlor ein Teil der Bevölkerung der »neuen« Bundesrepublik Deutschland seine Identität, seine persönliche Lebenserfahrung erschien über Nacht wertlos. Bisher Erlebtes passte nicht mehr zum Andocken im

neuen System. Verstanden haben das viele Menschen erst Jahre später oder sind daran verzweifelt.

Anders handelten die Bevollmächtigten der IG Metall Chemnitz, Sieghard Bender und Klaus-Dieter Uthoff. Sie setzten mit ihren Ideen beim Kampf für den Erhalt der Industrieregion Chemnitz und beim Kampf gegen Arbeitslosigkeit in der Nachwendezeit da an. Sie setzten auf Veränderung, aber auch auf ein neues soziales Umfeld, das die Menschen aus ihrem früheren Umfeld kannten.

Mit dem Verein Neue Arbeit Sachsen wurde in dieser Zeit ein Netzwerk von der IG Metall in Sachsen initiiert, um den vielen arbeitslosen Kolleginnen und Kollegen Angebote für Kultur, Bildung, Beratung und Entwicklung zu eröffnen. Im sogenannten zweiten Arbeitsmarkt wurden viele Projekte in Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaften für die Betroffenen geschaffen. In Chemnitz war es später der Verein Neue Arbeit Chemnitz e.V., der diese Arbeit fortsetzte und neu justierte. »Arbeitslos, aber nicht wehrlos!« war der Antrieb der vielen ehrenamtlichen Kolleginnen und Kollegen um deren »Chefin« Doris Müller.

Um diese vielen Erfahrungen im Umgang mit Veränderungsprozessen auch künftigen Generationen zugänglich zu machen, unterstützte die IG Metall Chemnitz von Anfang an dieses Buchprojekt gern.

Viel Spaß beim Lesen wünscht



Mario John

Erster Bevollmächtigter

IG Metall Chemnitz

Prolog: »Treten Sie in die Gewerkschaft ein, da werden Sie vertreten!«

Doris Müller

Als der Mauerfall 1989 die Wiedervereinigung Deutschlands einläutete, arbeitete ich als Programmiererin im VEB Geräte-werk Karl-Marx-Stadt, einem Betrieb des Kombinats Mess-gerätewerk Zwönitz. Zwanzig Jahre gehörte ich bereits dem Betrieb an.

Kurz nachdem 1990 die D-Mark eingeführt worden war, fuhr ich mit meinem Mann an die Nordsee. Ich wollte mir einen meiner lang gehegten Träume erfüllen: Ebbe und Flut erleben. Bekannte hatten uns für ein paar Tage an die Nordsee eingeladen. Sie empfahlen uns einen Ausflug nach Emden, in das Volkswagen-Werk, in dem Führungen angeboten wurden. Wir hatten gehört, dass dort unter modernsten Bedingungen produziert wurde.

Auf einem Parkplatz fragten wir einen älteren Herrn mit einem BMW nach dem Weg zum Werk. Er betrachtete argwöhnisch unseren Trabant und schimpfte: »Fahren Sie schnell wieder nach Hause, arbeiten sie erst mal und wenn Sie ein ordentliches Auto haben, können Sie wiederkommen.«

Mir platzte der Kragen: »Wissen Sie, wie viel Geld wir für dieses Auto ausgegeben haben und wie lange wir darauf warten mussten? Sie können doch gar nicht beurteilen, wie viel wir gearbeitet haben!« Er wurde blass und erklärte uns kleinlaut den Weg zum Werk.

Dort sprach uns ein Volkswagen-Arbeiter an, er war etwa in unserem Alter: »Sie kommen offenbar aus Ostdeutschland, ich habe noch nie jemanden von dort getroffen, ich würde Sie gern zu mir nach Hause einladen und mich mit Ihnen unterhalten. Haben Sie nicht Lust?« Mein Mann und



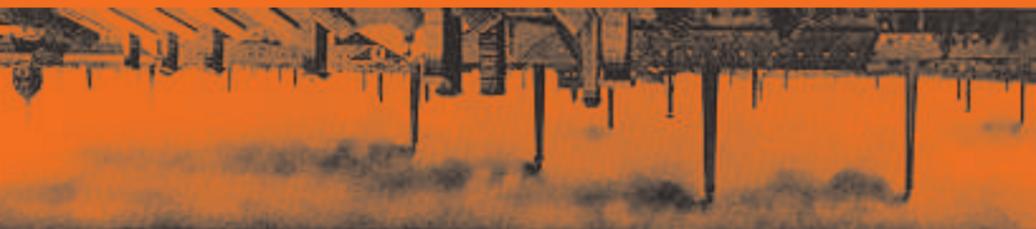
ich nickten etwas unsicher. Wenig später saßen wir in seiner Wohnung, unterhielten uns über unsere Erfahrungen im Osten und im Westen. Unser Gastgeber, der als Lackierer im Volkswagen-Werk arbeitete, gab uns einen Rat: »Treten Sie in die Gewerkschaft ein, da werden Sie vertreten!«

Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB) der DDR, in dem ich seit 1957 Mitglied war, löste sich in jenem Jahr auf. Ich wurde im Februar 1992 Mitglied in der IG Metall, meinen Gewerkschaftsausweis trage ich bis heute stets in meiner Handtasche bei mir. Das segensreiche Wirken der Gewerkschaft bekam ich freilich schon zu spüren, bevor ich Mitglied wurde



Kapitel 1

Industriestadt im Umbruch



Dr. Peter Seifert

Dr. Peter Seifert, geboren 1941, war bis 1971 im Kombinat Robotron in der Vorlaufforschung tätig, danach arbeitete er bis 1990 im Kombinat Messgerätewerk Zwönitz als Abteilungsleiter für Organisation und Datenverarbeitung. Im Herbst 1989 gründete er die Sozialdemokratische Partei (SDP) der DDR mit, die im Jahr darauf mit der SPD vereinigt wurde. 1990 wurde er Mitglied im Chemnitzer Stadtrat und Vorsitzender der SPD-Fraktion. Von 1993 bis 2006 war er Oberbürgermeister in Chemnitz. Heute ist er Vorsitzender des Hochschulrates der TU Chemnitz sowie der Gesellschaft der Freunde der TU Chemnitz e.V. und Präsident des Leichtathletik-Club Erdgas Chemnitz e.V.

Ich ging 1990 – als Erster Bürgermeister und damit Stellvertreter des Oberbürgermeisters – für die SPD in die Chemnitzer Kommunalpolitik und erlebte so den wirtschaftlichen Umbruch intensiv mit. Chemnitz unterschied sich durch seine starke Ausrichtung auf Industriearbeitsplätze von anderen Großstädten in Sachsen. Im Wendejahr 1989 hatten wir etwa 100.000 Arbeitsplätze in der Industrie, der Maschinenbau war prägend. Andere sächsische Städte, wie beispielsweise Leipzig, waren anders strukturiert. So boten in Leipzig die Messe, der Flugplatz, Medien, Versicherungen und andere Branchen zusätzlich zur Industrie viele Arbeitsplätze. **Anfang der Neunzigerjahre entwickelte sich die Dienstleistungsbranche schnell, die traditionelle Industrie erholte sich nur langsam.** Gleichwohl vertrat ich – auch als ich 1993 Chemnitzer Oberbürgermeister wurde – stets die Meinung, dass wir an unserem Profil als Industriestadt festhalten sollten, denn genau dort lagen unsere Kompetenzen.

Ich gehöre heute nicht zu denjenigen, die die Treuhandanstalt pauschal verteufeln, obwohl vieles an ihrer Arbeit zu kritisieren ist und manches bei der Privatisierung schief lief. Doch die meisten der DDR-Betriebe wurden nicht von der Treuhand platt gemacht, sie waren bereits platt. Als

kommunaler Vertreter in zehn Aufsichtsräten von Treuhand-Betrieben bekam ich einen tiefen Einblick. In Chemnitz gab es nach der Währungsunion keinen einzigen Betrieb, der auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig gewesen wäre. Manche Betriebe mögen modern ausgestattet gewesen sein, andere dagegen produzierten auf Maschinen, die aus den Dreißigerjahren stammten. So manches Betriebsgelände war mit Altlasten kontaminiert.

Als 1991 der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe – RGW – auseinanderfiel, brach den DDR-Firmen ihr wichtigster Absatzmarkt in Osteuropa weg. Die 30.000 Fernschreiber die im Messgerätewerk Zwönitz jährlich produziert wurden, waren fast ausschließlich in die Sowjetunion gegangen. Niemand kaufte 1990 noch Fernschreiber. Das gleiche galt für die Schreibmaschinen von Robotron. Um an die lebensnotwendigen Devisen zu gelangen, waren in der DDR fast alle in den Westen exportierten Erzeugnisse mit ökonomischen Verlusten produziert worden.

Von einst 100.000 Industriearbeitsplätzen in Chemnitz blieben 1992 nur 15.000 übrig. Anfang 1992 verzeichnete der ostdeutsche Arbeitsmarkt **1,3 Millionen Arbeitslose**, hinzu kamen etwa **500.000 Kurzarbeiter**. **Die Zahlen wären noch höher ausgefallen**, wären nicht **800.000 Menschen in den Ruhestand**, **400.000 in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen** und **500.000 in Qualifizierung** gegangen. Das barg enormen sozialen Sprengstoff.

Horst Schmitthenner

Horst Schmitthenner, geboren 1941, gehört seit 1957 der IG Metall an. Der ausgebildete Maschinenschlosser und diplomierte Soziologe wurde 1985 Erster Bevollmächtigter der IG-Metall-Verwaltungsstelle Neuwied. Von 1989 bis 2003 war er Vorstandmitglied der IG Metall und engagierte sich dort insbesondere für die Sozialpolitik. Zudem war er von 1990 bis 2002 Mitglied des Verwaltungsrats der Bundesanstalt für

Arbeit. Heute ist er Vorstand des Fördervereins gewerkschaftliche Arbeitslosenarbeit e.V.

Die ehemaligen DDR-Bürger haben die Vereinigung Deutschlands teuer bezahlt. Hunderttausende Arbeitsplätze wurden vernichtet. Nicht weil sie angeblich nicht produktiv genug waren und der Konkurrenz im Westen nicht hätten trotzen können, sofern man sie hätte erhalten wollen und mit den teils vernachlässigten Investitionen zu DDR-Zeiten fit gemacht hätte. Das war nicht beabsichtigt. Das Ziel des Kapitals aus dem Westen, vertreten durch die Treuhandanstalt, war vielmehr, unliebsame Konkurrenz wegzuschaffen.

Der Kapitalismus des Westens wurde in den Osten gebracht. Mit verheerenden Folgen. Allein in Chemnitz wurden innerhalb von zwei Jahren, von 1990 bis März 1993, über 35.000 Arbeitsplätze vernichtet. Das hätte nicht sein müssen. Eine andere, nicht kapitalistische Entwicklung für beide Teile Deutschlands wäre möglich gewesen.

Gerade Chemnitz ist ein Beispiel dafür. Mit der IG Metall und ihren Bevollmächtigten Sieghard Bender und Klaus-Dieter Uthoff sowie mit Doris Müller als Chefin des Vereins Neue Arbeit Chemnitz, wurde schließlich der erfolgreiche Kampf gegen Arbeitslosigkeit organisiert, für den Erhalt der Industrieregion Chemnitz. Die Verwaltungsstelle Chemnitz wurde zu einem Leuchtturm der IG Metall, zu einer sehr erfolgreich Gewerkschaftsarbeit organisierenden und überregional beachteten Gliederung der IG Metall.

Das hätte auch in anderen Regionen geschehen können, wenn die dortigen Gewerkschaften die gleiche Kraft und Macht hätten entfalten können. Das dies nicht gelang, hängt auch mit dem sich erst langsam entwickelnden Bewusstsein der Lohnabhängigen über die Funktion von Gewerkschaften im Kapitalismus ab. Statt um Beratungsfunktion, statt um eine Freizeit und Ferienheimplätze vermittelnden Organisation im – wie auch immer gearteten – Sozialismus, geht es im Kapitalismus um die Aufhebung der Konkurrenz unter den

Lohnabhängigen, die Entwicklung von Solidarität und die Fähigkeit zum gemeinsamen Handeln, um dem Kapital bessere Arbeitsbedingungen abzutrotzen, gute Löhne und Gehälter, Einschränkungen ihrer Macht und mehr Einfluss der Lohnabhängigen auf Wirtschaft, Gesellschaft und Politik. Da wurde viel erreicht.

Aber, auch über dreißig Jahre nach der Vereinigung gibt es noch keine gleichen Einkommens- und Lebenschancen in Ost und West. Man spricht wohl besser von Vereinnahmung statt von Vereinigung.

Engelbert Kuhn

Der Diplomverwaltungswirt Engelbert Kuhn, geboren 1951, arbeitete von 1991 bis 2004 als Abteilungsleiter und stellvertretender Vorsitzender der Geschäftsführung der Agentur für Arbeit in Chemnitz, danach wechselte er nach Landau. Als Verwaltungsdirektor war er bis zu seiner Pensionierung im August 2016 stellvertretender Vorsitzender der Geschäftsführung der Agentur für Arbeit Saarland.

Ich kam 1991 als Konsulent vom Arbeitsamt Pirmasens nach Chemnitz. Das Landesarbeitsamt Rheinland-Pfalz-Saarland hatte, wie andere Ämter im Westen, eine Patenschaft im Osten übernommen. Für zwei Monate sollte ich den Mitarbeitern des Chemnitzer Arbeitsamtes als Berater zur Seite stehen. Daraus wurden 13 Jahre, denn ich entschied – obwohl ich ein anderes Angebot hatte – in Chemnitz zu bleiben und stellvertretender Leiter des Arbeitsamtes zu werden. **Es bewegte mich menschlich sehr, was dort in den Jahren nach der Wende auf dem Arbeitsmarkt vor sich ging.**

Einige Probleme, mit denen ich in der sächsischen Industriestadt konfrontiert wurde, kannte ich aus meiner Heimat: In den Siebzigerjahren war es bei uns in Pirmasens mit der Schuhindustrie bergab gegangen. Freilich zog sich dieser

Strukturwandel über Jahre hin und die Zahl der Arbeitslosen, die wir betreuen mussten, bewegte sich in kleinen Schüben jeweils in einer Größenordnung von um die hundert bis zweihundert Männer und Frauen.

Die Dimension der Situation in Sachsen war eine ganz andere. **Wir hatten seitens des Arbeitsamtes Chemnitz zeitweise um die 20.000 Menschen in Bildungsmaßnahmen – so viele gab es im gesamten Landesarbeitsamtsbezirk Rheinland-Pfalz-Saarland zu keinem Zeitpunkt.** Auch die Auswirkungen des Arbeitsplatzverlustes auf die konkreten Schicksale der Menschen unterschieden sich von denen im Westen: Ich lernte, dass Betriebe zu DDR-Zeiten nicht nur Arbeitsplätze boten, sondern dass sich das gesellschaftliche Leben dort abspielte. Der Betrieb bot Kinderbetreuung, medizinische Versorgung und Kultur an.

Als dieses System zusammenbrach, waren unkonventionelle Instrumente und Konzepte nötig. Wie andernorts auch, entstanden in Chemnitz mehrere Beschäftigungsgesellschaften, die Arbeitslose in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) beschäftigten, weiterbildeten oder qualifizierten, zum Teil auch in Konkurrenz zueinander. Im Arbeitsamt erkannten wir, dass wir einfacher mit den einzelnen Anbietern zusammenarbeiten könnten, wenn sie sich zusammenschließen würden. So entstand die Beschäftigungsgesellschaft **Phönix, die mehrere Gesellschaften vereinte und wohl als einzige Beschäftigungsgesellschaft bundesweit einen Tarifvertrag besaß.** Die Gemeinnützige Regionale Aufbaugesellschaft mbH (TGR) übernahm eine beratende und koordinierende Rolle zwischen den einzelnen Beschäftigungsgesellschaften, sie sollte helfen, Projektüberschneidungen und unnötige Konkurrenz zu vermeiden. Daneben vertrat sie überregional die Interessen der Chemnitzer Beschäftigungsgesellschaften.

Aus Phönix entstand die Idee für ein »Arbeitsförderzentrum«, eine Einrichtung, die es bis dahin nicht gegeben hatte und deren Konzept die späteren Jobcenter vorwegnahm.

Unter einem Dach saßen Bildungsträger, Beschäftigungsgesellschaften und Beratungsangebote des Arbeitsamtes zusammen. Um dieses Zentrum einzurichten, sanierte Phönix mit Förderung des Arbeitsamtes ein Gebäude, dessen Erwerb die Stadt Chemnitz unterstützt hatte. In dem historischen Gebäude Ecke Altchemnitzer und Elsasser Straße sitzen heute zwei Bildungsunternehmen.

Phönix nutzte ein neu aufgelegtes Instrument der Arbeitsförderung – die gemeinnützige Arbeitnehmerüberlassung –, in deren Rahmen wir als Arbeitsamt Lohnkostenzuschüsse für die Beschäftigung älterer Arbeitnehmer zahlten. Damit erreichten wir, dass das Chemnitzer Motorenwerk von VW, das eigentlich keine älteren Mitarbeiter mehr beschäftigen wollte, aber Fachkräfte brauchte, **bei Bedarf Mitarbeiter bei Phönix ausleihen konnte.**

Mitunter mussten wir als Arbeitsamt bis an die Grenzen des gesetzlich Möglichen gehen. Ende der Achtzigerjahre war in der alten Bundesrepublik die kapitalisierte Eingliederungsbeihilfe eingeführt worden: An Stelle von monatlichen Lohnkostenzuschüssen konnte das Arbeitsamt einem Unternehmen eine Summe pauschal zahlen, wenn es schwervermittelbare Arbeitslose einstellte. Als in den Neunzigerjahren ein neues arbeitsmarktpolitisches Instrument – die sogenannte Freie Förderung – eingeführt wurde, mit der die Arbeitsämter flexibel umgehen konnten, um eigene Instrumente zu entwickeln, erinnerte ich mich an die »alte« kapitalisierte Eingliederungsbeihilfe. Denn das größte Problem der Betriebe im Osten bestand darin, dass ihre jeweiligen Kapitaldecken viel zu dünn waren. Wir zahlten den Unternehmen die Beihilfe für konkret von Entlassung bedrohte Arbeitnehmer – etwa Frauen oder Ältere. Wir zahlten Beihilfe in gleicher Höhe, wie wir sie zur Eingliederung von Arbeitslosen gezahlt hätten, jedoch bevor die Menschen entlassen wurden. **So entstand eine Win-Win-Situation: Die Betriebe konnten weiter produzieren, die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer erhielten Lohn statt Arbeitslosengeld, die**

Sozialkassen weiterhin ihre Beiträge, der Staat die Lohnsteuer.

Das Arbeitsamt handelte durch die Ersparnis des Arbeitslosengeldes wesentlich kostengünstiger und gab nicht mehr aus, als es für Eingliederung Arbeitsloser ohnedies gezahlt hätte. Ergänzend konnten die Betriebe für solche Mitarbeiter eine Bildungsmaßnahme beantragen oder Kurzarbeitergeld für andere. War jemand erst einmal arbeitslos, haftete ihm ein Makel an. Die Chancen wieder einen Job zu finden, schwanden dadurch immens. Aussichtsreicher war, sich aus einer Anstellung woanders zu bewerben.

Unsere Eingliederungsbeihilfe war bundesweit einmalig. Wir konnten damit mehrere Betriebe am Leben erhalten und die Bundesagentur für Arbeit sparte viel Geld. Freilich regte sich auch Kritik, uns wurde Wettbewerbsverzerrung vorgeworfen, der sächsische Arbeitgeberverband Metall lief dagegen Sturm. Nach meinem Besuch mit Sieghard Bender beim damaligen Bundesarbeitsminister Walter Riester mussten wir die Förderung einstellen, weil sie angeblich gegen EU-Richtlinien verstieß. Und das, **obwohl sowohl Riester als auch seine Mitarbeiter begeistert waren, dass mit so wenig Geld ein so hoher Effekt erzielt wurde.**

Eine sinnvolle und wichtige Arbeit

Doris Müller

Doris Müller, geboren 1937, arbeitete bis 1991 als Programmiererin im VEB Gerätewerk Karl-Marx-Stadt. 1991 wurde sie Sozialberaterin, engagierte sich in der IG Metall und gründete die Neue Arbeit Chemnitz mit, deren Erste Vorsitzende sie wurde. Fünfzehn Jahre arbeitete sie ehrenamtlich als Kommunalpolitikerin im Chemnitzer Stadtrat.

Kurz nach der Wiedervereinigung war unser Betrieb, der VEB Gerätewerk Karl-Marx-Stadt, von der Treuhand übernommen worden. Anfang 1991 wurde bei uns Kurzarbeit Null eingeführt. Von da an saß ich zu Hause und sorgte mich darum, wie es weitergehen sollte. Da kam ein Anruf von einer Kollegin: »Hast Du schon gehört, die IG Metall sucht Leute für eine ABM-Maßnahme als Berater, wäre das nichts für dich?« Ich erfuhr, dass die Gewerkschaft in fünf großen Chemnitzer Betrieben Beratungsstellen aufbaute, in denen Menschen, die von Arbeitslosigkeit bedroht waren, über ihre Rechte aufgeklärt werden sollten.

Ich meldete mich in der Personalabteilung unseres Betriebs, die mir erklärte, dass die ABM ein Jahr dauern würde. Die IG Metall bot Schulungen an, in denen man lernen konnte, Arbeitslosengeld zu beantragen und sich gegen eine ungerechtfertigte Kündigung zu wehren. Ich bewarb mich als ABM-Kraft, wurde genommen und teilte mir fortan mit zwei Kolleginnen das Beratungsbüro, das seinen Platz in den ehemaligen Räumen der SED-Leitung des Betriebs gefunden hatte. An der Wand hing noch das Portrait von Erich Honecker ...

Einmal pro Woche wurden wir im Arbeitsrecht geschult. Mit unserem Wissen über die neuen Regelungen waren wir

unseren Kolleginnen und Kollegen, die wir berieten, meist nur einige Tage voraus. Ich kümmerte mich vor allem um die Belange von Behinderten. Durch meine eigene Lebensgeschichte – ich hatte meinen ursprünglichen Beruf als stomatologische Schwester wegen gesundheitlicher Einschränkungen aufgeben müssen – waren mir ihre Probleme sehr vertraut. Einige von ihnen besuchte ich zuhause, um sie über ihre Rechte aufzuklären.

Es sprach sich im Betrieb herum, dass ich Kollegen und Kolleginnen Tipps gab, wie sie gegen eine Kündigung vorgehen konnten und dass sie damit oft auch Erfolg hatten. Eines Tages wurde ich in die Personalabteilung zitiert, dort eröffnete man mir: **»Sie haben zwei Möglichkeiten: Entweder Sie hören auf damit, die Leute aufzuwiegeln – oder Sie unterschreiben einen Aufhebungsvertrag!«** Mein Arbeitsvertrag als Programmiererin war formal noch weitergelaufen.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht mit der quälenden Überlegung: Was soll ich tun? Am nächsten Tag unterschrieb ich den Aufhebungsvertrag. Ich hatte nichts zu verlieren. Mir war klar, dass unser Werk mit seinen Geräten unter den neuen Bedingungen keine Zukunft haben würde. Ich sollte Recht behalten, denn **von den rund 1.250 Beschäftigten blieben nach der Übernahme durch die Treuhand innerhalb von nur zwei Jahren lediglich um die 250 übrig – bis das Werk ganz abgewickelt wurde.** Zudem war ich in einem Alter, in dem ich keine Karriere mehr machen würde. Die Erlebnisse in der Beratung hingegen hatten mir gezeigt, dass dies nicht nur eine sinnvolle, sondern auch eine wichtige Arbeit war – und diese Tätigkeit wollte ich fortsetzen. Die Betriebsleitung wagte es nicht, die ABM, die parallel zur Kurzarbeit lief, aufzulösen, vermutlich, um sich Ärger mit der IG-Metall zu ersparen.

Vielen Kollegen rieten wir in jenen Tagen, den Schritt in eine der Beschäftigungsgesellschaften zu gehen, die in Chemnitz für jede Branche – auch für die Metallindustrie – gegründet wurden. Diese Gesellschaften sollten Arbeitslose

zunächst auffangen und qualifizieren, damit sie bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatten. **Sie konnten ihre Abfindung, die ihnen nach der Kündigung gezahlt worden war, einbringen und damit die Beschäftigungsgesellschaften vorübergehend am Leben halten. Viele von ihnen hofften, dass sie nach einem halben Jahr in einer solchen Gesellschaft wieder Arbeit bekämen.** Diese Hoffnung erfüllte sich meist nicht. Trotzdem riet ich vor allem älteren Kollegen und Frauen, die in jenen Tagen als schwer vermittelbar galten, in eine solche Beschäftigungsgesellschaft einzutreten, weil sie so nicht sofort in die Arbeitslosigkeit abglitten und zumindest für eine gewisse Zeit beschäftigt waren. Ihre Abfindung würden sie nach dem Ausstieg zurückbekommen. Viele wechselten danach in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, viele leider auch in die Erwerbslosigkeit.

Das Gerätewerk wurde von der Treuhand Stück für Stück abgewickelt. Unser Beratungsbüro sollte aus seinen Räumen ausziehen. Meine Kolleginnen und ich wollten das nicht hinnehmen und baten um ein Gespräch bei der Treuhand. Unser Veto hatte Erfolg: Noch ein Jahr bekamen wir Galgenfrist, jedoch mit der Empfehlung, uns um neue Räume zu kümmern.

Die IG Metall bot uns ABM-Kräften 1992 in den Beratungsbüros eine Ausbildung zum »Sozialberater« an, die drei Jahre dauern sollte. Als Träger für die Beratungsarbeit baute die Gewerkschaft mit der finanziellen Unterstützung des Freistaates Sachsen den Verein Neue Arbeit Sachsen auf, der außer in Chemnitz auch in Dresden und in Leipzig Standorte hatte und uns ABM-Kräfte als Mitarbeiter fest anstellte.

In den neuen Büros musste die Beratungsarbeit trotz der laufenden Ausbildung weitergehen – schließlich gab es Tausende Menschen, die dringend Hilfe benötigten. Die Hälfte der Woche saß ich im Unterricht, die andere Hälfte der Zeit verbrachte ich im Beratungsbüro im Fritz-Heckert-Gebiet.

Margitta Meißner

Margitta Meißner, geboren 1944, arbeitete als Mechanikerin im VEB Fahrzeugelektrik, später im VEB Gerätewerk Karl-Marx-Stadt, in dem sie bis zu dessen Schließung blieb. 1991 wurde sie Sozialberaterin und war später in der Beratung bei der Neuen Arbeit Chemnitz tätig.

Ich arbeitete im Gerätewerk Karl-Marx-Stadt, bis es geschlossen wurde, und war eine Kollegin von Doris Müller. Am Standort in der Waldenburger Straße entstand, wie in anderen Betrieben, ein Beratungsbüro der IG Metall. Über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bekam ich dort eine Stelle als »Fachgebietsberaterin«. Ich beriet Kolleginnen und Kollegen, denen gekündigt worden war und die in eine Weiterbildung oder Qualifizierung geschickt werden sollten.

Wir stellten fest, dass unsere Kollegen nach ihrer Entlassung nicht in den alten Betrieb zurückkamen, um sich beraten zu lassen. **Wir mussten also darüber nachdenken, wie wir die Menschen, die unsere Beratung benötigten, erreichten.** Ehemalige Kollegen im Vorruhestand gaben uns den Tipp, dass im Fritz-Heckert-Gebiet Räume in der Albert-Köhler-Straße leer standen. Sie befanden sich im Erdgeschoss eines elfgeschossigen Plattenbaus und waren zu DDR-Zeiten als Gemeinschaftsraum mit Küche für altersgerechte Wohnungen genutzt worden.

Mit Doris Müller und einer weiteren Kollegin zog ich 1994 in das neue Domizil, im inzwischen zu einem sozialen Brennpunkt gewordenen Fritz-Heckert-Gebiet. Wir schrieben alle dortigen IG-Metall-Mitglieder an, luden sie zu Gesprächen ein, bei denen wir über unsere Beratungsangebote informierten. Wir bemühten uns, sie davon zu überzeugen, unsere Dienste in Anspruch zu nehmen und anderen Arbeitslosen von unserem Büro zu erzählen. **In jenen Tagen benötigten viele Menschen, die von Arbeitslosigkeit betroffen waren, dringend Rat, doch oft wussten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten.**

Für unser Büro fanden wir um die 15 ehrenamtliche Mitarbeiter. Sie trugen Veranstaltungseinladungen aus oder sprachen mit Bewohnern des Quartiers und informierten über unsere Arbeit. Etwa zu der Zeit als wir in das Büro im Heckert-Gebiet einzogen, wurde in Sachsen die »Aktion 55« ins Leben gerufen, über die der Freistaat Ehrenamtlern eine Aufwandsentschädigung für ihre Arbeit zahlte. Doch wichtiger als die – geringfügige – Bezahlung war unseren ehrenamtlich Tätigen das Gefühl, gebraucht zu werden.

Gerhard Sonntag

Gerhard Sonntag, geboren 1951, ist Diplomingenieur und arbeitete ab 1977 als Gruppenleiter und Programmierer im VEB Fritz-Heckert-Werk Karl-Marx-Stadt, Stammbetrieb des VEB Werkzeugmaschinenkombinat »Fritz Heckert«. Nach der Wende wurde er stellvertretender Betriebsratsvorsitzender, später Betriebsratsvorsitzender – bis zum Verkauf des Werks im Jahr 1998. Bis 2011 arbeitete er als Gewerkschaftssekretär der IG Metall in Chemnitz.

Anders als das Arbeitsamt mit seinen beschränkten Kapazitäten konnte die Neue Arbeit den Betroffenen tatsächlich helfen. Mit seinen Projekten half der Verein vielen Beschäftigten, das Trauma der Entlassung zu überwinden und neues Selbstwertgefühl aufzubauen. **Das Gefühl, ins Abseits geschoben zu sein und keine Chance mehr zu haben, drohte viele Menschen in Ostdeutschland zu zerstören** – in dieser Situation leistete die Neue Arbeit viel Positives.

Als bei uns im Fritz-Heckert-Werk 1990 die ersten freien Betriebsratswahlen anstanden, wurde ich beauftragt, sie zu organisieren. Einen Tag vor Ablauf der Bewerbungsfrist kandidierten für die 18 Sitze nur 17 Menschen. Ich setzte mich selbst auf die Liste, es konnte doch nicht angehen, dass wir bei den ersten regulären Wahlen nicht genügend Kandidaten aufstellten.

Auch bei der ersten Betriebsratssitzung, auf der drei freigestellte Betriebsräte gewählt werden sollten, fanden sich nicht genügend Freiwillige. Doch gerade in solch einer komplizierten Situation des Unternehmens brauchte man engagierte Menschen. Also meldete ich mich und war nach dieser Sitzung nicht nur freigestellter Betriebsrat, sondern gleichzeitig stellvertretender Betriebsratsvorsitzender. Bei der nächsten Wahl 1994 wurde ich Betriebsratsvorsitzender.

Die Zeit Anfang der Neunzigerjahre war vom Kampf gegen die Pläne der Treuhand geprägt, die auch unseren Betrieb abwickeln wollte. Das Gesicht der Treuhand war janusköpfig: Einerseits brauchte sie Fachleute, andererseits holte sie sich durch diese Fachleute Lobbyisten ins Boot, die die Interessen von Westunternehmen vertraten.

Bei Besuchen in Unternehmen im Westen, deren Betriebsräte uns eingeladen hatten, stellten wir fest, dass das Heckert-Werk im Vergleich zu vielen anderen DDR-Betrieben gut dastand. **Betriebsräte aus der alten Bundesrepublik wurden blass, wenn sie sahen, unter welchen komfortablen Bedingungen wir produzierten.** Freilich lagen wir bei den Steuerungen der Werkzeugmaschinen, die wir produzierten, technisch nicht auf der Höhe der Zeit. Doch dieser Rückstand wäre leicht aufzuholen gewesen. **Als die Treuhand den Betrieb dennoch schließen wollte, gingen wir mit Beschäftigten mehrerer Chemnitzer Betriebe auf die Barrikaden, fünfstellig war die Zahl der Teilnehmenden dieser Demonstration. Gemeinsam mit der IG Metall verhinderten wir, dass unser Werk geschlossen wurde.**

Es wurde saniert und die Mitarbeiterzahl von 4.500 auf etwa ein Zehntel reduziert, eine furchtbare Zeit gerade für Betriebsräte, die diese Entlassungswellen begleiten mussten ohne wirklich soziale Kriterien anwenden zu können.

1993 wurden wir an einen Hersteller von Fräsmaschinen mit einem guten Ruf verkauft, die Traub AG aus Reichenbach in Baden-Württemberg. Da wussten wir noch nicht,

dass die Firma mit mehreren Millionen Mark in der Kreide stand und sich offenbar über den Kauf unseres Werks sanieren wollte. Trotz Beteuerungen der Geschäftsführung von Traub, dass das sanierte Heckert-Werk nicht in die Insolvenz gehen müsse, erfolgte dies im Oktober 1996. Im Februar 1997 musste die Traub AG selbst Insolvenz anmelden. Zwar hätte das Heckert-Werk aus dem Erlös von Maschinenverkäufen noch fünfzig Millionen D-Mark aus der gemeinsamen Vertriebsgesellschaft bekommen müssen, erhielt davon jedoch nichts, denn der Insolvenzverwalter von Traub hatte sofort alle Konten gesperrt. Heckert ging über eine Gesamtvollstreckung – ein spezielles Insolvenzverfahren für Ostdeutschland, das deutlich weniger Arbeitnehmerrechte vorsah – in den Konkurs.

Der Insolvenzverwalter verkaufte das Heckert-Werk nach zwei Jahren an die Schweizer Starrag AG. Die gesamte Belegschaft musste sich neu bewerben. Der komplette Betriebsrat wurde entlassen. Ich hatte Glück und wurde im Januar 1998 Gewerkschaftssekretär bei der IG Metall in Chemnitz. Von da an kümmerte ich mich als Gewerkschaftssekretär neben Maschinenbaubetrieben auch um IT-Betriebe.

In der Ortsverwaltung der IG Metall, dem obersten Gremium der Gewerkschaft auf lokaler Ebene, saß Doris Müller, die dort die Belange der Neuen Arbeit Chemnitz vertrat. Immer mehr erfuhr ich so über die Arbeit des Vereins.

In der IG Metall gab es zeitweise mehr arbeitslose Mitglieder als solche mit Arbeit. Die Gewerkschaft konnte den gewaltigen Strukturwandel nicht mit den bekannten Methoden bewältigen. Die Neue Arbeit wurde ein integraler Bestandteil unserer Arbeit.

Dass sich die IG Metall so stark für Arbeitslose einsetzte, fand jedoch in den eigenen Reihen nicht nur Zustimmung. Mitunter äußerten Beschäftigte die Meinung, solche Einrichtungen trügen dazu bei, eine »Sozialindustrie« zu subventionieren. Solche Aussagen mussten wir entkräften und die Leute auf den Boden der Tatsachen holen.

Die beispiellose Deindustrialisierung in Ostdeutschland erforderte völlig neue Antworten. **Und die gab in Chemnitz die Neue Arbeit.** Dank des guten Zusammenwirkens mit dem Arbeitsamt konnten viele Menschen, die ihre Existenz verloren, aufgefangen werden. **Doris Müller stritt wie eine Löwin für die Belange der Arbeitslosen. Wir hatten zu Beginn des Strukturwandels vollkommen unterschätzt, dass die Phase der Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland über Jahre andauern würde.** Deshalb brauchte es Menschen wie Doris Müller, die einen langen Atem hatten.

Doris Müller

Der Erste Bevollmächtigte der IG Metall in Chemnitz, Sieghard Bender, sorgte dafür, dass ich an den bundesweiten Gewerkschaftstagen teilnehmen konnte und dort auch reden durfte. Ich sprach über den gewaltigen Umbruch, den Chemnitz zu bewältigen hatte, die Tausenden Arbeitsplätze, die weggebrochen waren. **Danach fragten westdeutsche Kollegen mich verwundert: »Ist das wirklich so schlimm bei euch? Das haben wir gar nicht gewusst ...!«**

Neue Arbeit für Chemnitz

Mario John

Mario John, geboren 1964, arbeitete bis zur Wende im VEB Buchungsmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt, im Betriebsteil Oelsnitz im Erzgebirge. Ab dem 1. Juli 1990 war er bei der IG Metall der DDR beschäftigt und wurde 1991 als Gewerkschaftssekretär der IG Metall Chemnitz angestellt. Seit 2008 ist er Erster Bevollmächtigter der IG Metall Chemnitz.

In der Zeit nach dem Mauerfall hatten sich im noch existierenden FDGB Einzelgewerkschaften für die verschiedenen Branchen gegründet, darunter auch eine Ost-IG-Metall. Als in meinem Betrieb in Oelsnitz, der zum VEB Buchungsmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt gehörte, eine neue Betriebsgewerkschaftsleitung gewählt werden sollte, sprach man mich an, ob ich nicht dafür kandidieren wolle. Ich stellte mich zur Wahl und wurde in die betriebliche Gewerkschaftsleitung gewählt. Noch ein weiteres Mandat wurde mir zuteil: Ich wurde stellvertretender Gebietsgeschäftsstellenleiter der Ost-IG-Metall für Stollberg und Hohenstein-Ernstthal.

Die IG Metall der Ex-DDR wurde zum 31. Dezember 1990 aufgelöst. Die IG Metall der alten Bundesrepublik war ab Januar 1991 auch für das Gebiet der ehemaligen DDR zuständig und die Mitglieder aus dem Osten mussten schriftlich ihren Übertritt erklären.

Ab dem 1. Mai 1991 war ich Gewerkschaftssekretär der IG Metall in Chemnitz. Ich erlebte quasi eine zweite Ausbildung – diesmal in Sachen freier Gewerkschaftsarbeit. In dieser Umbruchzeit lernte ich Sieghard Bender kennen, der 1990 von der Esslinger IG Metall zur Aufbauarbeit nach Chemnitz gekommen war. Am 16. März 1991 war er als Erster Bevollmächtigter der IG Metall Chemnitz gewählt worden. Sein Credo lautete: **»Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom!«** Gegen den Strom schwamm er öfter – sowohl inner-



Der 1. Bevollmächtigte der IG Metall, Sieghard Bender, bei einer Demonstration, an der sich auch die Neue Arbeit beteiligte.

halb wie außerhalb der Gewerkschaft. Er plädierte trotz des Niedergangs vieler Betriebe dafür, das breite Spektrum der Produkte in der Metall- und Textilindustrie – wenn auch in abgespeckter Form – zu erhalten, um später wieder darauf aufbauen zu können. Das war – wie sich Jahre danach herausstellte –, der richtige Weg, denn als sich die wirtschaftliche Lage besserte, konnte die Region aus ihren traditionell vorhandenen Kompetenzen schöpfen.

Bender vertrat vehement die Meinung, dass die IG Metall eine Klammer zwischen den Arbeitnehmern und den Tausenden Arbeitslosen, die es in Chemnitz in den Neunzigerjahren gab, bilden müsse. Einerseits, um den sozialen Frieden zu erhalten, andererseits – mit Blick auf die Wahrung des Tarifgefüges – im Sinne des Selbstschutzes. Wer lange arbeitslos ist, so Benders Auffassung, ist irgend-

wann bereit, Arbeit billiger zu erledigen, als es im Tarifvertrag steht.

Die IG Metall in Chemnitz sah sich deshalb vor der Aufgabe, sich – stärker als für Gewerkschaften im Westen üblich – für Menschen ohne Arbeit zu engagieren und Strukturen zu schaffen, die Arbeitslose auffingen. **Wir fragten uns: Wie kann man die Strukturen, die die DDR-Betriebe auf der kulturellen und sozialen Ebene geboten hatten, retten und zumindest in Ansätzen weiterführen?** Ein Weg war für uns 1991 die Gründung des Vereins für Kultur, Bildung und Entwicklung. Er entwickelte verschiedene Projekte, darunter einen **Jugendclub** und – was in den Neunzigerjahren anders als heute noch nicht gängig war – ein **Internetcafé**, das wir im Gewerkschaftshaus einrichteten. In der Weststraße bauten wir gemeinsam mit Jugendlichen ein Haus um, das sie später für ihre Zwecke nutzen konnten.

Der gewerkschaftliche Verein und sein Engagement für die Neue Arbeit Chemnitz waren konkrete Schritte, um ein Netz für Bedürftige außerhalb der Gewerkschaft zu knüpfen. Unser Verein wurde Projektträger für die Sanierung eines Hauses in der Paul-Gruner-Straße, in dem die Neue Arbeit ihr Domizil einrichtete.

Doris Müller

Ich hatte im Dezember 1993 auf einer Delegiertenversammlung der IG-Metall ganz offiziell einen Projektantrag für ein **»Haus für Arbeitslose«**, so lautet der Arbeitstitel, an Sieghard Bender überreicht. Er setzte sich dafür ein, dass außer einem geeigneten Gebäude auch die Mittel zur Sanierung zur Verfügung gestellt wurden. Bender schlug vor, das Haus, in das wir 1994 einzogen, nach Otto Brenner zu benennen, dem ersten Vorsitzenden der IG Metall nach 1945. Das geschah schließlich im Jahre 1997.

Als die Ausbildung der IG Metall für uns Sozialberater beendet war, sollten wir 1996 entlassen werden. Das konnte



Gudrun Hamacher, Vorstandsmitglied der IG Metall, sprach anlässlich der Namensgebung für das Otto-Brenner-Haus am 5. März 1997.

2 JAHRE TREUHANDPOLITIK UND JETZT ??? Macht endlich Schluß mit dem industriellen Kahlschlag- mit der Arbeitsplatzvernichtung!!!

Betriebe mit ehemals über 1000 Beschäftigte in Chemnitz :

Betrieb	Anzahl der Beschäftigten	
	1990	zum 31.03 1993
Ascota AG i.L.	6400	Liquidation
Heckert	4300	960
Barkas Chemnitz	4100	300
Sachsenhydraulik	3340	400
Schraubenwerk	1340	195
Germania	1500	500
Modul	1720	250
Schleifmaschinenwerk	1100	433
Spinnereimaschinenbau	2520	650
Niles Simmons	1900	250
Wirkmaschinenbau	1430	304
Eisen- u. Stahlgießerei	1480	330
Elite Diamant	1410	330
Gerätewerk	1250	250
Gerfema	1600	250
Webmaschinenbau	1600	530
Strickmaschinenbau	1000	200
Flender Guß	1600	750
Numerik	1230	190
Union Sächs. WZM	930	230
BARMAG Spinn u. Zwirn	925	286
Gesamt	42675	7408

**Die Industrieregion wird leben -
wir kämpfen
weiter !**



Das Plakat, das Sieghard Bender 1993 am Chemnitzer Rathaus anbringen ließ, um auf die Massenarbeitslosigkeit in der Stadt aufmerksam zu machen.

nicht angehen, fand ich. Gemeinsam mit meinen Kolleginnen und Kollegen verfasste ich eine Petition an den Sächsischen Landtag, in der wir eine Fortsetzung der Finanzierung durch das Land forderten. Wir nutzten einen Tag der offenen Tür im Landtag, um die Petition zu übergeben. Gemeinsam mit einem Kollegen der IG Metall besuchte ich jede Landtagsfraktion und trug unser Anliegen vor.

Hans Neufischer, Leiter der Abteilung Arbeit im Wirtschaftsministerium, empfing uns in seinem Büro. Er begann das Gespräch mit einer für mich überraschenden Feststellung: **»In Sachsen gibt es eigentlich genügend Arbeitsplätze. Das Problem sind die vielen gut ausgebildeten Frauen, die arbeiten wollen und den Männern Konkurrenz machen.«** Ich fiel bei diesen Worten fast vom Stuhl. Neufischer erzählte, seine Frau kümmere sich um den Haushalt und um seine Mutter. »Das ist doch kein Ersatz für unsere Arbeit, die wir über Jahre in den Betrieben geleistet haben!«, protestierte ich. Wir diskutierten noch eine Weile miteinander, bis ich mit der Zusage ging, dass das Land nicht nur uns in Chemnitz ein weiteres Jahr bezuschusste, sondern auch Leipzig und Dresden.

Doch 1997 musste die Neue Arbeit Sachsen ihre Arbeit beenden, weil das Land endgültig seine Finanzierung einstellte. Wir in Chemnitz dachten jedoch nicht ans Aufhören. Es hatte sich gezeigt, dass wir gebraucht wurden. Mit Hilfe von Sieghard Bender gründeten wir die Neue Arbeit Chemnitz, die unter dem Dach des gewerkschaftlichen Vereins für Kultur, Bildung und Entwicklung weiterarbeitete. Geld konnte die Gewerkschaft nicht zur Verfügung stellen, die Stadt und das Arbeitsamt sprangen ein.

Das Beratungsbüro im Fritz-Heckert-Gebiet blieb an seinem Standort, ich zog in das Otto-Brenner-Haus um, um dort die Projekte, die bei uns nach und nach entstanden, zu koordinieren.

Sieghard Bender war für mich ein engagierter Partner, wenn es um die Belange von Erwerbslosen ging. Er hatte

dafür gesorgt, dass 1993 am Chemnitzer Rathaus ein überdimensionales Plakat angebracht wurde, das unter der Überschrift »Zwei Jahre Treuhandpolitik und jetzt?« Betriebe auflistete, die einst über tausend Beschäftigte hatten und entweder liquidiert worden waren oder deren Mitarbeiterzahl sich nur noch im unteren dreistelligen Bereich bewegte. Das Plakat ist heute ein Exponat im Industriemuseum unserer Stadt.

Gemeinsam mit der IG Metall stellten wir von der Neuen Arbeit 1994 eine Arbeitslosenkonferenz in Chemnitz auf die Beine. Bei jedem Beratungsgespräch machte ich unsere Klienten darauf aufmerksam, dass wir eine solche Veranstaltung planten und den Betroffenen dort eine Stimme geben wollten. Viele waren sofort einverstanden, dass wir sie in die Liste der Teilnehmer aufnahmen.

Wir veranstalteten diese jährlich stattfindenden Konferenzen, zu denen durchschnittlich um die zweihundert Menschen kamen, in Chemnitzer Betrieben oder in der Universität. Redner waren Persönlichkeiten aus der Kommunal-, Landes- und Bundespolitik. Unser erster Gast, **der Chemnitzer Oberbürgermeister Peter Seifert wollte wissen: »Was sind denn das für Leute hier?«** Da er ein Kollege meines Mannes gewesen war, duzten wir uns. **»Das sind Leute wie du und ich, nur dass sie eben keine Arbeit haben«**, erklärte ich ihm lapidar. Er war beeindruckt von den Schicksalen, weil er bis dahin kaum mit Menschen in einer solch prekären Lebenssituation zu tun gehabt hatte. Ich nutzte die Chance, ihn zu bitten, dass sich außer dem Freistaat auch die Stadt an der Finanzierung unserer Beratungsbüros beteiligte, denn das Budget war äußerst eng bemessen. **»Wie viel braucht ihr denn?«**, fragte er. Ich überlegte kurz und nannte ihm eine fünfstellige Summe. Monate später stieg die Kommune bei der Finanzierung der Beratung für Arbeitslose ein.

Ein weiterer prominenter Gast einer solchen Konferenz war der Arbeitsminister Walter Riester, der zuvor in der Führung der IG Metall tätig gewesen war. Ich hatte ihn, kurz



10. Arbeitslosen- und Funktionskonferenz am 19.03.2003



Die 10. Arbeitslosenkonferenz stand im Zeichen der von der Hartz-Kommission vorgeschlagenen befristenden Reformen des Arbeitsmarktes und der am 14.03.2003 abgeordneten Regierungserklärung des Bundeskanzlers. Drastische Leistungssteigerungen des Arbeitsmarktes wurden bereits durch die Inkraftsetzung des Ersten und Zweiten Gesetzes am Arbeitsmarkt wirksam wehren. Reformen des Sozialsystems bieten zusätzlich weiteren Entschleunigung im Arbeitsmarkt. Das alles vollzieht sich vor dem Hintergrund einer stetig entschleunigten Arbeitslosenkonferenz. Die IG Metall hat ihren Bereich Arbeitslosengeld II gegenüber dem Bundestag im sozialen Bereich vertreten. IG Metall, Verwaltungsstelle Chemnitz.

angekündigt. Dafür bedarf es des solidarischen Handelns zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen.
CHEMNITZER APPELL
 Im Rahmen der Arbeitslosen- und Funktionskonferenz richtet die Mehrheit unserer Bürger die Bitte an alle gesellschaftlichen Kräfte, Reformen auf den Weg zu bringen, die der Mehrheit unserer Bürger den im Apell heißt es:

Was wir brauchen ist eine verlässliche Politik der sozialen Gerechtigkeit, die Rahmenbedingungen für mehr Arbeitsplätze bietet, die Vertrauen schafft und Visionen formuliert. Basis dafür müssen die Grundideen des Europäischen Sozialstaates sein.

Eine Rolle des Chemnitzer Appells liegt darin Informationen über die Arbeitslosen zu verbreiten und eine breite Diskussion und eine hohe Wertschätzung zu erreichen.
Doris Müller, Leiterin der "Neuen Arbeit" darauf hin, dass es wichtig ist ein Dialog zwischen Arbeitenden und Arbeitslosen zu schaffen. Die unterschiedlichen Formen der Arbeitslosigkeit sind zu berücksichtigen, um die Arbeitslosen zu unterstützen.
 Es ist möglich, die Arbeitslosen zu unterstützen.



...des ...
 ... durch Langzeitarbeitslose in Arbeitslosengeld, der ...

8. Arbeitslosenkongress in Chemnitz 20. Juni 2001

Resolution

beschlossen von den 357 Teilnehmern der 8. Arbeitslosenkongress der IG Metall Chemnitz am 20. Juni 2001

Im Arbeitsamtsbezirk Chemnitz sind laut Statistik vom Mai 2001 insgesamt 64.110 Arbeitsuchende registriert,
 - davon 17.711 Langzeitarbeitslose,
 - 4.587 unter 25 Jahre,
 - 3.809 noch nicht vermittelte Ausbildungsstellen

Hinter jeder Zahl steht ein Mensch mit seinen Sorgen und Nöten.
 Dem gegenüber gibt's
 - 3.044 offene Arbeitsstellen
 - 535 unbesetzte Ausbildungsstellen

Die Arbeitslosenkongress der IG Metall Chemnitz, in Vertretung von 14.000 arbeitslosen Mitgliedern, stellt fest:
 Dies ist die Wirklichkeit in Chemnitz, im Erzgebirge, im Osten

- Sachkostenschüsse für ABM wurden drastisch gekürzt und damit viele notwendige Maßnahmen gekillt
- die durchschnittliche Arbeitslosenhilfe in Chemnitz beträgt DM 890,00
- die Abwanderung aus der Region nimmt immer mehr zu, gefordert durch die Landes- und Bundesregierung mit finanzieller Anreize
- die Zahl der Leiharbeiter, die für 10-12 DM/Std. als Facharbeiter arbeiten, wächst ständig an
- vor allem Frauen müssen sich für Hungerlöhne von 6-8 DM/Std. in der Textilindustrie verdienen
- Die Konzerne verweigern sich bei der Schaffung von zusätzlichen Ausbildungsplätzen

Die zehnte Arbeitslosenkongress tagte an der TU Chemnitz.

bevor er 1998 Minister wurde, bei einem Gewerkschaftstag persönlich kennengelernt und ganz direkt mit meinem Anliegen konfrontiert: **»Bitte vergiss die Leute nicht, die keine Arbeit haben!«** Als er dann in seiner neuen Funktion als Bundesminister für Arbeit zu einer unserer Arbeitslosenkonferenzen kam, machte er uns Mut: **»Ihr müsst laut werden, wenn ihr gehört werden wollt! Erst dann können wir etwas für euch tun.«** Die Hilfe, die seitens des Bundes für die Arbeitslosen kam, ließ jedoch – so laut wir sie auch in Chemnitz einforderten – zu wünschen übrig.

Die Konferenzen erregten Aufmerksamkeit, weil Sieghard Bender jedes Mal die Medien aktivierte und Berichte über uns erschienen. **Meist ließ ich ein Mikrofon durch die Reihen gehen, sodass Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Konferenzen über ihre Schicksale sprechen konnten.** Einmal meldete sich eine arbeitslose Frau mit Kindern zu Wort, die – trotz einer guten Ausbildung – partout keinen Job fand, obwohl sie sich zig Mal beworben hatte. Wenig später meldete sich ein kleines Unternehmen und stellte diese Frau ein. Wir erfuhren später davon. Leider waren solche Effekte selten.

Unser größter Erfolg bestand wohl darin, dass wir die Chemnitzer darauf aufmerksam machten, dass Menschen ohne Arbeit nicht nur materielle, sondern viele weitere Probleme haben und dass dies auf Dauer ein gesellschaftliches Problem werden kann.

Die Konferenzen benötigten einen erheblichen Vorlauf, etwa ein halbes Jahr waren wir bei der Neuen Arbeit mit den Vorbereitungen beschäftigt. Anfang der Zweitausenderjahre wurde es immer schwieriger, Akzeptanz für die Probleme von Arbeitslosen zu finden. Ein Grund mag gewesen sein, dass sich die wirtschaftliche Lage in Chemnitz verbesserte. Nachdem wir elf Konferenzen veranstaltet hatten, beendeten wir diese Arbeit.

Die IG Metall – wieder in Person von Sieghard Bender – hatte mein Leben noch ein weiteres Mal gravierend verän-

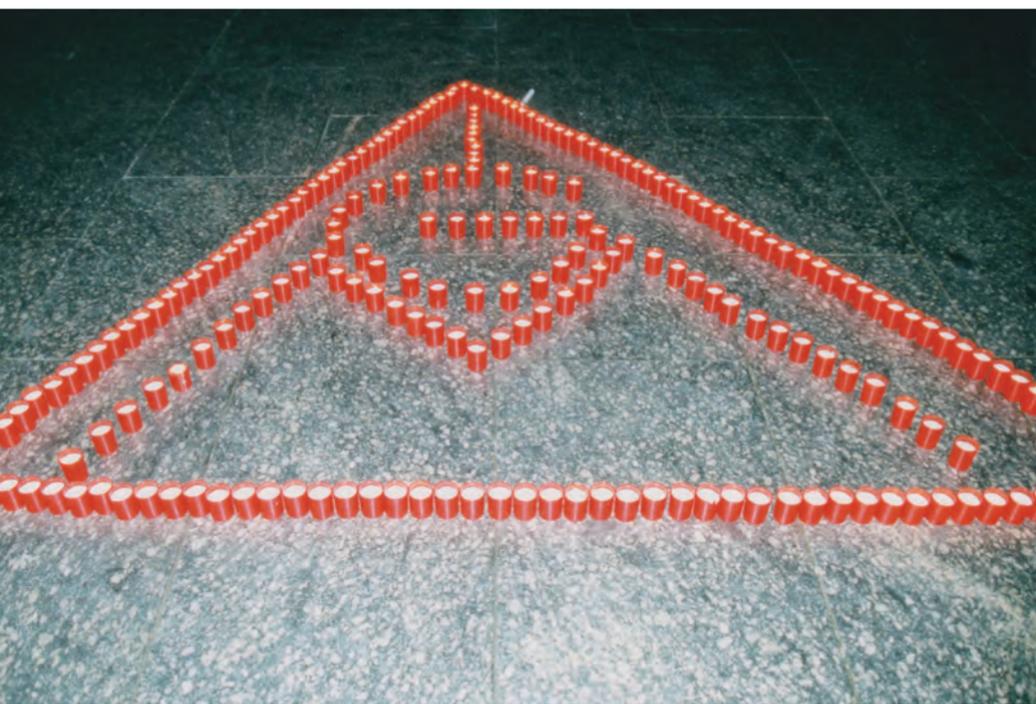
Doris Müller in ihrem Büro im Otto-Brenner-Haus in der Paul-Gruner-Straße.



dert: 1993 schlug Bender, der mit der Chemnitzer Kommunalpolitik unzufrieden war, vor, dass die Gewerkschaft zur Kommunalwahl mit einer eigenen Liste antreten solle. Er fragte mich, ob ich kandidieren würde. Ich überlegte eine Weile, schließlich hatte ich mich noch nie kommunalpolitisch betätigt. Ich sagte mir: Gewählt wirst du sicher nicht, wer sollte dich schon kennen? Doch du könntest bei Veranstaltungen die Neue Arbeit bekannt machen! Die SPD, in der Bender Mitglied war, schlug uns vor, **statt auf einer eigenen auf ihrer Liste zu kandidieren**. Bei einem Treffen in einem SPD-Ortsverein fragte mich der Vorsitzende: »Warum wollen Sie denn in den Stadtrat?« Ich war um eine Antwort nicht verlegen: **»Damit ich die Menschen vertreten kann, die ich berate!«**

Ich ließ mich überreden, für die SPD zu kandidieren. Als ich die Wahlergebnisse bekam und erfuhr, dass ich tatsächlich im Stadtrat saß, konnte ich es kaum glauben. Als parteilose Stadträtin setzte ich mich für soziale Themen ein, vor allem für die Belange der Erwerbslosen.

Als sich die Wahlperiode dem Ende zuneigte, traf ich mich mit Wolfgang Handschuch, dem Leiter des Arbeitsamts, und seinem Stellvertreter Engelbert Kuhn auf einen Kaffee. Sie redeten mir ins Gewissen, in die SPD einzutreten. Nur so könne ich etwas bewegen. Ich sträubte mich, schließlich hatte ich zu DDR-Zeiten jede Parteimitgliedschaft abgelehnt.



Auf Initiative von Sieghard Bender erinnerten Kerzen, die den Schriftzug »IGM« für IG Metall bildeten, an die vielen jungen Menschen, die um das Jahr 1999 Sachsen verlassen hatten oder in den Westen pendelten.

Letztlich sah ich jedoch ein, dass ich in der Öffentlichkeit besser wahrgenommen werden würde, wenn ich einer Partei angehörte. 1997 trat ich in die SPD ein. Ich blieb zwei weitere Wahlperioden Stadträtin – ganze fünfzehn Jahre.

Als in einer Stadtverordnetenversammlung die Schließung der Küchen in allen Kindertagesstätten auf der Tagesordnung stand, ging ich auf die Barrikaden. Das konnte nicht angehen. Es war sogar geplant, die Küchen in den Kitas für behinderte Kinder dichtzumachen. Für mich eine Katastrophe. Im Stadtrat saßen zu dieser Zeit vor allem

Männer, für sie waren Bauprojekte wichtiger als soziale Themen. Und so blieb mein Protest gegen die Schließung der Küchen für Kinder ohne Folgen, der Plan bekam leider eine Mehrheit.

Erfolgreicher war ich mit meiner politischen Arbeit gegen die von der Stadt geplante Kürzung der Zuschüsse zu den Wohnkosten von Hartz-IV-Empfängern. Als ich davon erfuhr, startete ich eine Telefonumfrage und erkundigte mich, welche Folgen diese Einsparung hatte, fragte unter anderem, welche Wohnungen nach einer solchen Kürzung noch für die Betroffenen in Frage kämen.

Es zeigte sich, dass die Stadt sogar mehr Kosten haben würde, wenn sie Hartz-IV-Beziehende in desolaten Wohnungen mit alten Heizungen und alten Fenstern einquartierte. Einen Tag vor der Sitzung, in der die Kürzung beschlossen werden sollte, wurde der Punkt von der Tagesordnung genommen.

Die ehrenamtliche Arbeit als Stadträtin erledigte ich zusätzlich zu meiner Tätigkeit bei der Neuen Arbeit. Wenn man die vielen Beschlussvorlagen ernst nahm, musste man die Stapel an Papier vor den Beratungen lesen. Außer Stadtratssitzungen fanden Ausschusssitzungen statt, hinzukamen Tausende Einladungen, sodass ich fast keinen Abend zuhause war. Nach fünfzehn Jahren kandidierte ich nicht erneut. Das enttäuschte viele meiner politischen Weggefährten, da ich inzwischen für die SPD zu einem Zugpferd bei den Kommunalwahlen geworden war.

Chemnitzer Konsensmodell

Dr. Peter Seifert

Für mich als Oberbürgermeister war die Neue Arbeit ein wesentlicher Baustein zum Erhalt des sozialen Friedens in Chemnitz. **Doris Müller wurde zu einer Gallionsfigur. In meinen Augen ist sie eine Chemnitzer »Mutter Courage«.**

Die Neue Arbeit hatte engen Kontakt zu den für ihren Bereich relevanten Ämtern, wir unterstützten den Verein mit Geldern aus der städtischen Kasse. Herausragend in der Arbeit des Vereins war, dass er sich um Sozialhilfeempfänger und Langzeitarbeitslose kümmerte. Dass der Verein auch Jobs auf dem ersten Arbeitsmarkt schuf, war ein schöner Nebeneffekt. **Wichtiger schien mir, dass er Menschen, die nur noch wenige Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt hatten, eine Heimat bot, ihnen Selbstwertgefühl vermittelte** und einige von ihnen befähigte, wieder im Berufsleben Fuß zu fassen.



Ich erinnere mich an eine Veranstaltung des Vereins im Jahre 1996, bei der ich zu Gast war. Die Chemnitzer Freie Presse berichtete darüber unter der Überschrift »Tunnel bleibt ganz ohne Licht«, was sich auf die zu diesem Zeitpunkt scheinbar aussichtslose Situation auf dem Arbeitsmarkt bezog. Die Zeitung zitierte einen arbeitslosen Mann, aus dessen Worten die Resignation vieler Menschen sprach: **»Wer mal gedacht hat, dass irgendwann doch Licht am Ende des Tunnels zu sehen ist, der merkt jetzt, dass er getäuscht wurde. Der Zug Bundesrepublik fährt in einem Tunnel, in dem überhaupt kein Licht ist.«**

Ich musste eine bittere Prognose abgeben: Auch im darauffolgenden Jahr würden die Arbeitslosenzahlen in unserer Stadt wieder steigen. Das Gespräch war ein Balanceakt, **ich wollte den Menschen Hoffnung geben, jedoch keine falschen Versprechungen machen.** Das wäre zu diesem Zeitpunkt unredlich gewesen. Damit sich die wirtschaftliche Situation erholte, brauchte es Zeit.

Erst zum Ende der Neunzigerjahre stabilisierte sich die Situation in Chemnitz. Die Stadt wies Gewerbegebiete entlang der Autobahn aus, damit sich neue Unternehmen ansiedeln konnten, und sorgte mit teilweise unkonventionellen Methoden dafür, dass Chemnitzer Betriebe überlebten. So kaufte die Kommune ihnen Immobilien ab, damit sie mit dem Erlös ihre Kapitaldecke verbesserten. Aus dem noch vorhandenen Nukleus des Maschinenbaus generierten wir neues Wachstum. Dabei war die IG Metall für uns als Stadt ein wichtiger Partner. Ihr Erster Bevollmächtigter Sieghard Bender – ein innovativer Kopf mit vielen guten Ideen, aber auch ein Mensch mit Ecken und Kanten – hatte einen großen Anteil an vielen positiven Entwicklungen in Chemnitz.

Bild links: Oberbürgermeister Dr. Peter Seifert bei einer Diskussionsveranstaltung der Neuen Arbeit Chemnitz 2001

Engelbert Kuhn

Viele der unkonventionellen Wege, die wir in Chemnitz gingen, um den Strukturwandel zu bewältigen, waren nur deshalb möglich, weil zum richtigen Zeitpunkt eine besondere Konstellation von Menschen in der Stadt zusammenkam. **Sieghard Bender galt als »harter Hund«, der selten Kompromisse einging, der sich jedoch mit seinem Einsatz für Arbeitnehmer wie für Arbeitslose viel Respekt verschaffte. Wir bildeten die sogenannte »Viererbande«, zu der außer uns beiden Klaus Dornaus, Geschäftsführer der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Pricewaterhouse Coopers GmbH, und Bernd Lange, Chef der Chemnitzer Wirtschaftsförderungsgesellschaft, gehörten. Der Chef des Arbeitsamtes, Wolfgang Handschuch, hielt mir den Rücken frei und unterstützte meine Projekte. So konnten wir auf kurzen Wegen vieles schneller und pragmatischer klären, als wenn wir den Dienstweg eingehalten hätten. Es entstand das »Chemnitzer Konsensmodell«, bei dem – etwa im Falle einer anstehenden Betriebsschließung – Akteure auf der lokalen Ebene zeitnah miteinander aushandelten, wie ein Problem gelöst werden könnte. Die »Viererbande« entwickelte auch eine Idee, wie das traditionsreiche Chemnitzer Werkzeugmaschinenwerk UNION, gerettet werden könnte.**

Gerhard Sonntag

Das UNION-Werk hatte zu DDR-Zeiten neunhundert Menschen beschäftigt. Die Treuhand privatisierte den Betrieb, der neue Eigentümer aus dem Westen wollte ihn 1992 schließen und den Standort nach Gera verlagern. Die Mitarbeiterzahl war auf um die zweihundert gesunken. **»UNION muss in Chemnitz bleiben!« lautet der Slogan der Protestwelle, die nach dem Bekanntwerden der Schließungspläne begann. Mitarbeiter besetzten das Werk** und wurden von Beschäftigten anderer Chemnitzer Betriebe unterstützt. Auch wir vom Heckert-Werk standen den Kollegen zur Seite.

*Doris Müller am Stand
der Neuen Arbeit
und erster IG-Metall-
Bevollmächtigter
Sieghard Bender als
Redner auf der
Demonstration
zum 1. Mai 2001*



Die Schließung konnte abgewendet werden, die Produktion wurde komplett nach Chemnitz verlagert, der Standort Gera geschlossen.

Nach mehreren Veränderungen in der Eigentümerstruktur musste das Unternehmen jedoch 1996 Insolvenz anmelden. Erneut schien das Ende absehbar. **Dann entstand über das Chemnitzer Konsensmodell die Idee, die Beschäftigten zu Eigentümern zu machen.** 15 Mitarbeiter entschlossen sich, **UNION neu zu gründen und Eigentümer zu werden, später schlossen sich weitere Kollegen an. Hundert Beschäftigte legten jeweils 10.000 Mark auf den Tisch.** Für uns als Gewerkschaft war dieses Konzept ein Spagat, denn jede Lohnerhöhung schmälerte den Gewinn der Eigentümer, die in diesem Fall ja die Arbeitnehmer waren. **Gleichwohl war das Konzept erfolgreich und zeigte, dass Wirtschaften in Zeiten des Kapitalismus auch anders funktionieren kann.** Als die Banken schließlich nicht mehr mitspielten, verkauften die Mitarbeiter ihre Anteile, was sich allerdings für sie auszahlte: Der Verkaufspreis war wesentlich höher als ihr Einsatz von 10.000 Mark.

Bis 2019 überlebte der Betrieb, der zwischenzeitlich an die nordrhein-westfälische Herkules-Gruppe verkauft worden war, dann musste er leider doch geschlossen werden.

Kapitel 2

Arbeitslose Ingenieure werden innovativ



Wie jedes Jahr
beteiligte sich die
Neue Arbeit auch
2001 an der Demon-
stration zum 1. Mai.

Doris Müller

Unter den vielen Arbeitslosen, die zu uns zur Beratung kamen, waren viele Ingenieure, die bis 1989 in anerkannten Positionen gearbeitet hatten und nun – oft wegen ihres Alters – als schwer vermittelbar galten. **Wie kann man, frage ich mich, das brachliegende kreative Potenzial dieser Menschen nutzen?** Im Jahr 1994 schlug ich vor, dass sie eine Gruppe gründeten, in der sie sich regelmäßig treffen könnten – in unserem Büro im Fritz-Heckert-Gebiet hatten wir Platz für 25 Personen. Doch immer mehr Ingenieure kamen, nicht nur aus Metallbetrieben, sondern auch aus anderen Branchen. Die Plätze in unserem Büro reichten bald nicht mehr aus. **Etwa sechzig Männer und Frauen schlossen sich zur »Selbsthilfegruppe arbeitsloser Ingenieure« zusammen.** Der Name schien uns nicht passend. Wir entschieden uns für »Innovative Ingenieure«, was Optimismus und Selbstbewusstsein ausstrahlt.

Auf Dauer konnte unser Büro den Andrang nicht fassen. Da machte einer der Ingenieure einen Vorschlag: In der Paul-Gruner-Straße stehe ein Haus komplett leer. Es sei zwar reparaturbedürftig, doch nach einer Renovierung würde es nutzbar sein. **Ich forderte die Ingenieure auf: »Macht ein Projekt daraus, schreibt auf, was ihr in den Räumen machen wollt!«** In meiner Vorstellung sollte das Haus nicht nur für Treffen dienen, ich hoffte, dass die Ingenieure und weitere Gruppen künftig Projekte entwickeln würden, um damit – **im Sinne des Vereinsnamens – tatsächlich »neue Arbeit« für sich zu schaffen.**

Das Haus in der Paul-Gruner-Straße wurde uns vom Besitzer für zehn Jahre mietfrei überlassen. Bereits als es erst teilweise renoviert war, zogen wir mit einem Beratungsbüro und den »Innovativen Ingenieuren« dort ein.

Wir benötigten Computer, die wir uns jedoch mit unserem knappen Budget nicht leisten konnten. Das Volkswagen-Werk schenkte uns ausrangierte PCs, später unterstützte uns die TU Chemnitz mit ausgemusterten Computern. Wir richtete-

ten in unserem neuen Domizil einen Schulungsraum ein, denn wer ohne Arbeit dastand und sich in einem Unternehmen bewerben wollte, musste seine Bewerbung auf dem Computer schreiben. Außerdem konnte es ein Pluspunkt bei der Jobsuche sein, Computerkenntnisse nachzuweisen. Ingenieure aus der Selbsthilfegruppe unterrichteten die Hilfesuchenden in der Bedienung der Computer.

Je öfter sich die Ingenieure trafen, umso mehr Ideen entwickelten sie. Mein Mann, einer der arbeitslos gewordenen Ingenieure, setzte sich mit einem weiteren Mitglied der Gruppe zusammen. Sie entwickelten die Idee, dass die Ingenieure gemeinsam Dienstleistungen für Unternehmen anbieten könnten. **Andere überlegten, was mit Patenten geschehen könnte, die zu DDR-Zeiten angemeldet worden waren und nun nicht genutzt wurden.** Könnte man sie sichern und später vermarkten, um damit Geld zu verdienen? Ein Patentingenieur der Gruppe nahm das Projekt in seine Hände.

Dr. Gerald Thalheim

Dr. Gerald Thalheim, geboren 1950, studierte Landwirtschaft und arbeitete unter anderem als Laborleiter im Pflanzenschutzamt Karl-Marx-Stadt. 1989 gehörte er zu den Mitbegründern der SPD in der DDR. Von 1990 bis 2005 war er Mitglied des Bundestags.

Das Fritz-Heckert-Gebiet in Chemnitz gehörte zu meinem Wahlkreis als Bundestagsabgeordneter. Obwohl ich nicht mehr in meiner Geburtsstadt lebte, bekam ich den gewaltigen wirtschaftlichen Umbruch dort hautnah mit. **Ich initiierte 1992 im Bundestag eine Aktuelle Stunde, in der die dramatischen Arbeitsplatzverluste in Chemnitz thematisiert wurden und brachte den Treuhanduntersuchungsausschuss mit auf den Weg, der 1993 eingerichtet wurde.** Im Zuge dieser Arbeit kam ich in Kontakt mit der Neuen Arbeit

und mit Doris Müller, die ich als engagierte und gut vernetzte Aktivistin für die Belange der Arbeitslosen kennenlernte. So erfuhr ich auch von der Selbsthilfegruppe der Ingenieure. **Ich fand den Gedanken gut, dass Arbeitslose statt nur darüber zu klagen, wie schlimm die Zustände sind, ihre Geschicke in die eigene Hand nehmen und sich Arbeit beschaffen – nicht wie in diesen Zeiten üblich, am zweiten, sondern am ersten Arbeitsmarkt.**

Immer öfter besuchte ich die Treffen der Ingenieure und erlebte mit, wie Ideen kreierte wurden. Die Vermarktung von DDR-Patenten schien mir eine gute Idee zu sein. Es zeigte sich jedoch, dass der Fortschritt viele Patente, die der Mangelwirtschaft der DDR geschuldet gewesen waren, überholt hatte. Bei anderen gab es juristische Probleme, weil die Rechte oft bei den Betrieben lagen, in denen sie entwickelt worden waren. Deshalb zerschlug sich der Gedanke mit der Patentverwertung.

Aus der Selbsthilfegruppe »Innovative Ingenieure« kristallisierte sich eine Gruppe heraus, die mehr wollte. Um Aufträge in der Wirtschaft zu generieren, boten sie unter anderem an, technische Zeichnungen zu digitalisieren. Es fanden sich Firmen, die solche Dienstleistungen in Anspruch nahmen, oft war die Zahlungsmoral jedoch sehr schlecht, sodass die Ingenieure ihrem Geld hinterherlaufen mussten. Auch die Hoffnung, dass über die guten Kontakte zu Betriebsräten in Unternehmen Aufträge für Ingenieurdienstleistungen akquiriert werden könnten, erfüllte sich nicht. Doch die Ingenieure gaben nicht auf.

Mit einigen von ihnen gründeten wir 1998 eine Genossenschaft, die wir IDEEL nannten, eine Mischung aus dem Wort Idee und der Abkürzung IDL für Ingenieurdienstleistungen. Doch nur wenige aus der Gruppe waren bereit, sich finanziell zu engagieren. Sieben Genossenschaftler zahlten jeweils tausend Mark ein und legten später noch tausend drauf. Ich wurde genauso Genossenschaftler wie Doris Müller, ihr Mann Wolfgang Müller und mein Parteifreund

Dr. Friedemann Tiedt, der für die SPD im Sächsischen Landtag saß. Die IDeeL e.G. trat dem Genossenschaftsverband Sachsen bei.

Die Umsätze entwickelten sich jedoch nicht wie erhofft, die Genossenschaft geriet immer wieder in die roten Zahlen. Da ich einer der Initiatoren war und die Idee immer noch gut fand, entschloss ich mich, die Genossenschaft mit einem zinslosen Kredit aus meinem privaten Vermögen zu unterstützen und stellte 15.000 Euro zur Verfügung, genauso wie Friedemann Tiedt, der ein Darlehen in ähnlicher Höhe gab. Auch Fördergelder der EU flossen. So konnte die Genossenschaft eine Zeit lang drei Stellen finanzieren.

Doch sie kam aus den roten Zahlen nicht heraus, deshalb mussten wir sie Anfang der Zweitausenderjahre liquidieren. Die Gründe dafür mögen vielfältig sein. Vielleicht war das Angebot an Dienstleistungen nicht breit genug aufgestellt, vielleicht fehlte uns das unternehmerische Knowhow, womöglich war das Umfeld, in dem wir unsere Leistungen anboten, nicht das richtige. Auf jeden Fall war es ein kreatives und mutiges Experiment.

*Dr. Gerald Thalheim (2. v. r. im weißen Hemd)
bei einem Treffen der Innovativen Ingenieure*



Wolfgang Müller

*Wolfgang Müller, geboren 1938, war Ingenieur für Förder-
technik und Diplomingenieur für Werkzeugmaschinenbau. Er
arbeitete bis 1992 im Großforschungszentrum für Werkzeug-
maschinenbau Karl-Marx-Stadt.*

Da meine Frau zu den Gründerinnen der Neue Arbeit gehört, kam ich quasi aus »familiären Gründen« zum Verein. Seit 1986 hatte ich im Großforschungszentrum für Werkzeugmaschinenbau Karl-Marx-Stadt, dem vorherigen Zentralinstitut für Fertigungstechnik, gearbeitet und war dort Mitarbeiter in der Forschung und Entwicklung für CAD-Systeme in der Konstruktion geworden. Die Wende stellte auch für uns einen tiefen Einschnitt dar. 1990 wurde das Forschungszentrum unter dem Namen »Gesellschaft für Rationalisierung, Forschung und Entwicklung im Maschinenbau« privatisiert. Unsere Aufträge reduzierten sich radikal, der Großteil unserer Projektarbeit wurde gekappt, weil es auf dem Gebiet der ehemaligen DDR immer weniger Betriebe und damit immer weniger Abnehmer für unsere Software gab. Viele meiner Kollegen machten sich selbstständig und gründeten sich mit eigenen Firmen aus.

Für diejenigen, die blieben, wurde ein umfangreiches Lehrgangssystem eingerichtet, das uns über mehrere Jahre hinweg für die Marktwirtschaft fit machen sollte. Neben technischen Themen gehörten auch Psychologie und Menschenführung sowie ein Englischkurs zum Programm. Ganze vier Jahre dauerte ein Kurs für Qualitätsmanagement.

Noch während der Lehrgänge wurde ich arbeitslos, ich beendete das Mammutprogramm dennoch in der Hoffnung, danach besser für den Arbeitsmarkt gerüstet zu sein. **Ich bewarb mich in verschiedenen Betrieben, bekam jedoch überall Absagen. Die Begründung lautete oft, ich sei überqualifiziert und zu alt.**

Als meine Frau Sozialberaterin bei der Neuen Arbeit wurde und zusätzlich immer mehr ehrenamtliche Aufgaben im



Doris Müller spricht bei einer Demonstration auf der Ladefläche des Vereinsautos, ein Barkas B 1000, der in den Vereinsfarben Rot und Gelb lackiert war.

Verein übernahm, entschied ich mich: Du kümmerst dich um die Familie! Das wurde ein Fulltimejob. Aus dem vorherigen Erwerbsleben wechselte ich ins Familienleben.

Als das erste Otto-Brenner-Haus entstand, wurde ich nicht nur Vereinsmitglied, sondern gründete auch die Genossenschaft der Ingenieure IDEel mit. Meine Frau und ich wurden Genossenschaftler und übernahmen Anteile. Leider erfüllten sich die Hoffnungen, die wir in die Genossenschaft gesetzt hatten, nicht. Aber sie gab uns in diesen schwierigen Zeiten einen Hoffnungsschimmer.

Monika Seidel

Monika Seidel, geboren 1947, studierte Maschinenbau und wurde Ingenieurin im Kundendienst des Fritz Heckert-Werks.

Kurz nach der Wende schickte mich mein Betrieb, das Fritz-Heckert-Werk, in Kurzarbeit Null. 1992, nachdem ich über zwanzig Jahre dort gearbeitet hatte, bekam ich meine Kündigung. Ich stürzte mich in eine zweijährige Umschulung zur Bürokauffrau. Eine Stelle fand ich danach jedoch nicht. **Stattdessen hangelte ich mich von einer ABM zur nächsten und versuchte weiter, mir eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt zu beschaffen. Ich bekam tatsächlich Angebote, doch viele unseriöse. So sollte ich von Haus zu Haus laufen und Nahrungsergänzungsprodukte oder Versicherungen verkaufen. Dafür war ich nicht der Typ.** Als mich das Arbeitsamt in eine ABM vermittelte, in der wir Maschinen für die Dritte Welt wiederaufbauten und verkauften, war das endlich wieder eine sinnvolle Arbeit, ganz anders als die Haustürgeschäfte.

Bei einer Demonstration, es mag Mitte der Neunzigerjahre gewesen sein, hörte ich vom Otto-Brenner-Haus und von der Neuen Arbeit. Ich besuchte Veranstaltungen des Vereins und fühlte mich dort aufgehoben. Das Haus wurde mehr und mehr ein Anlaufpunkt für mich – vor allem die Gruppe der Innovativen Ingenieure. Als ich erfuhr, dass die Ingenieure eine Genossenschaft gründen wollten, gefiel mir die Idee. Als die Genossenschaft einen modernen Computer anschaffte, an dem 3-D-Konstruktionen möglich waren, sah ich eine Chance, bei künftigen Aufträgen mitzuarbeiten. Denn ich hatte eine Weiterbildung für 3-D-Software absolviert und während meiner Zeit in der ABM Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt. Ich fuchste mich in die Software ein und saß oft gemeinsam mit drei Ingenieuren im Otto-Brenner-Haus am Computer. Doch die Hoffnungen auf Aufträge erfüllten sich nicht. Die Genossenschaft löste sich auf. Die Ingenieure treffen sich gleichwohl bis heute – ich bin dabei.

»Einem Ingenieur ist nichts zu schwer«

Christian Gaudes

Christian Gaudes, geboren 1950, studierte Betriebswirtschaft an der TU Chemnitz, promovierte in Informatik und arbeitete zunächst im VEB Schleifmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt. 1988 wechselte er in den VEB Maschinenbauhandel Karl-Marx-Stadt.

Ich erlebte das Jahr 1989 als Mitarbeiter im Maschinenbauhandel. Solche Betriebe gab es in jedem Bezirk. Sie versorgten mittelständische Betriebe wie Klempner oder Elektriker mit Material und Werkzeugen und waren im Kombinat Maschinenbauhandel zusammengefasst. Ich betreute in Karl-Marx-Stadt die gesamte EDV.

1990 wurden die Maschinenbauhandelsbetriebe von der Treuhand übernommen, zehn bildeten eine Aktiengesellschaft, zwei blieben weiter eigenständig. Der Chemnitzer Betrieb wurde eine GmbH und Teil der Aktiengesellschaft. Die von der Treuhandanstalt eingesetzte Beratungsfirma Boston Consulting Group gab der AG eine neue, nach Sortimenten ausgerichtete Branchenstruktur. Ich wechselte nach Berlin und bekam das Angebot, mich in dem Stab, der den Vorstand beriet, um die EDV zu kümmern. Die in der AG zusammengeschlossenen Betriebe arbeiteten mit unterschiedlichen Computersystemen, die es zu vereinheitlichen galt.

Das Monopol, das wir als Großhändler zu DDR-Zeiten innegehabt hatten, ging uns nach und nach verloren, denn westdeutsche Konkurrenzunternehmen kamen auf den Markt. **Unser Vorteil waren jedoch die vielen alten Kontakte zu Betrieben und dass viele dieser Kunden weiter bei uns einkauften.**

Die Treuhand verkaufte die einzelnen Branchen der AG 1993 an Investoren aus den alten Bundesländern. Die Führungsriege wurde damit überflüssig – auch ich musste gehen. Ich bekam eine Abfindung und wartete auf das Auslaufen meines Arbeitsvertrages im August 1993.

Im selben Monat kam ein Anruf des Investors aus Bremen, der die Branche Heizung und Sanitär gekauft hatte. Mir wurde eine Stelle im EDV-Bereich angeboten und eine Wohnung sowie ein Dienstwagen in Aussicht gestellt. Ich nahm das Angebot an und wechselte in den Norden. Auch in diesem Unternehmen ging es darum, IT-Systeme zusammenzuführen. In meiner Abteilung stimmte die Chemie jedoch nicht, meine Kollegen aus dem Westen erkannten mich nicht an. Nach einem Vierteljahr warf ich das Handtuch und ging zurück nach Chemnitz. Dort bekam ich wenig später eine Stelle bei einem Sanitärgrößhandel. Doch die Firma ging nach kurzer Zeit in Konkurs. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich arbeitslos.

Ich hatte wieder Glück: Das sächsische Wirtschaftsministerium wollte mit einem Projekt die Automobilzulieferer in Sachsen fördern und stärker an die Autohersteller binden. Durch eine Empfehlung bekam ich eine Stelle in diesem Projekt, bei dem wir unter anderem analysierten, wie viele Zulieferer es in Sachsen gab und welches Profil sie hatten. Gemeinsam mit Partnern wurden Weiterbildungsprogramme entwickelt, damit sich Zulieferer in der Systempyramide eine Stufe nach oben entwickeln konnten. 2004 war das Projekt beendet, ich musste mich arbeitslos melden. 2010 ging ich – bereits mit sechzig – in Rente, wollte ich mich doch um meine Mutter kümmern, die an Demenz erkrankt war.

Über einen Artikel in einer Zeitung hatte ich die Gruppe der Innovativen Ingenieure kennengelernt, von da an ging ich öfter zu den Treffen. Als deren Sprecher, Klaus Senzlobler, aus gesundheitlichen Gründen sein Amt niederlegte, wurde ich sein Nachfolger.

Den Namen »Innovative Ingenieure« behalten wir bis heute bei. Zwar tüfteln wir nicht mehr an Erfindungen, doch innovativ sind wir immer noch, auch weil wir etwas dagegen tun, dass Menschen im Alter passiv werden und vereinsamen. **Arbeitslosigkeit führt oft dazu, dass die Betroffenen ihr Selbstwertgefühl verlieren und in Isolation geraten – das verhindern wir durch unsere Veranstaltungen,** zu denen heute um die zwanzig Männer und Frauen kommen.

»Wir helfen uns selbst« hieß die Überschrift eines Artikels, den Spiegel online im Jahre 2011 über uns veröffentlichte. Die Autorin zitiert unser Mitglied Rolf Unger: **»Wenn man einen Bleistift allein hinstellt, fällt er um. Wenn man aber mehrere mit der Spitze gegeneinanderstellt, dann halten sie.«**

Wir unterstützen uns gegenseitig, indem wir Jahr für Jahr gemeinsam ein reiches Veranstaltungsprogramm für unsere Treffen auf die Beine stellen. Am Anfang jedes Jahres setzen wir uns zusammen und diskutieren die Themen, die wir in den kommenden Monaten besprechen wollen. Wir laden Politiker ein und diskutieren mit ihnen über gesellschaftliche Probleme, wollen wir doch in den aktuellen Debatten nicht abseitsstehen.

Harry Schönfeld

Harry Schönfeld, geboren 1948, arbeitete bis 1991 als Entwicklungsingenieur im Messgerätewerk Zwönitz.

Zwanzig Jahre war ich im Messgerätewerk Zwönitz beschäftigt. Nach kurzer Freistellung und ein paar Monaten Anpassungslehrgang an die »soziale Marktwirtschaft mit all ihren Vorteilen« war 1991 Schluss. Ich wurde entlassen und erhielt – gegen den Willen des Arbeitsamtes Stollberg – durch Eigeninitiative die Möglichkeit, in Chemnitz am Industriemuseum mitzuwirken. Drei Monate bereitete eine engagierte Gruppe den Start einer ABM-Maßnahme in der Auf-

fangsgesellschaft BQG Chemnitz/West vor. Damit wurden die Grundlagen für das heutige Chemnitzer Industriemuseum gelegt, die Fortführung eines kleinen Fördervereins, der in den Gebäuden der ehemaligen Eisengießerei Carl August Richter an der Annaberger Straße eine Ausstellung aufbaute. Die Wende hatte verhindert, dass die alte Industriearchitektur des bereits zu DDR-Zeiten geschlossenen Betriebs – wie ursprünglich geplant – gesprengt wurde.

Jeweils ein oder zwei Fachleute wesentlicher Karl-Marx-Städter Betriebe, die stillzulegen oder schon liquidiert waren, bildeten eine Arbeitsgruppe, die sich um den Erhalt industrieller »Sachzeugen« bemühte. Nachdem im November 1992 die Strukturen festgelegt worden waren, wurden ABM-Kräfte bei der Auffangsgesellschaft eingestellt. Wir bauten in unseren ehemaligen Betrieben Maschinen und Gerätschaften ab, säuberten sie und arbeiteten sie auf. Wenn vorhanden, sammelten wir schriftliche Unterlagen.

Ich war nun »Gruppenleiter der Arbeitsgruppe Akquisition von Nachrichtentechnik« und bezog im Gerätewerk Chemnitz, in der Abteilung, in der einst Fernschreibgeräte und Zubehör instandgesetzt worden waren, eine leere Halle mit einem Schreibtisch, Telefon und einem Stuhl. Für fünf weitere Mitarbeiter wurden Arbeitstische und Werkzeug sowie Lagerregale aus den im Hof stehenden Müll- und Schrotbehältern herausgesucht. Oft bekamen wir neben technischem Gerät auch die dazugehörigen kompletten Unterlagen. Historische Exponate aus dem Fundus der Post entpuppten sich als Möbelstücke. Vieles musste repariert werden, manche Maschinen hatten auf Grund der Lagerung und wilden Entsorgung Wasserschäden. Mich trieb der Ehrgeiz, so viele Geräte wie möglich funktionsfähig und sehenswert zu machen und zu erhalten.

Engelbert Kuhn

Als sich abzeichnete, dass diverse Chemnitzer Betriebe und damit wichtige Bestandteile der Industriegeschichte der Stadt wegbrechen würden, setzte sich Sieghard Bender dafür ein, dass Maschinen und andere Objekte aus den Betrieben nicht entsorgt oder verscherebelt wurden. Er war der Meinung, **dass diese Objekte als bedeutende Zeugnisse der Chemnitzer Geschichte gesammelt werden müssten. Ihm schwebte ein Industriemuseum vor. Er verfolgte diese Idee vehement**, bei jeder Gelegenheit brachte er das Projekt zur Sprache. Wie es realisiert werden sollte, stand jedoch in den Sternen. Ich griff die Idee auf, sah ich doch darin eine Möglichkeit, ältere Arbeitnehmer zu beschäftigen – denn sie kannten ihre Betriebe am besten.

Wir investierten seitens des Arbeitsamtes über diverse Fördermöglichkeiten fast einhundert Millionen Mark in den Aufbau eines solchen Industriemuseums. Heute sucht das Industriemuseum in ganz Sachsen seinesgleichen und gilt als Vorzeigeprojekt. In den Neunzigerjahren jedoch brachte es uns viele Angriffe ein, da wir für das Museum unter anderem zahlreiche ABM-Stellen schufen. Es wurde behauptet, die Beschäftigten würden dort nicht wirklich arbeiten, es sei kein echter Nutzen gegeben, es handele sich um ein Fass ohne Boden, die ABM böte keine »Brückenfunktion« – die übliche Kritik von Arbeitgeberverbänden und IHK, die prinzipiell gegen ABM waren. **Zu dieser Zeit herrschte ein Hauen und Stechen um Gelder und politischen Einfluss. Seitens des Arbeitsamtes Chemnitz standen bis etwa 1997 jährlich fünfhundert Millionen Mark für arbeitsmarktpolitische Maßnahmen zur Verfügung.** Davon wollten auch die IHK und die Arbeitgeberverbände – mit ihren Bildungseinrichtungen und über Lohnkostenzuschüsse – profitieren und versuchten deshalb, über unseren Verwaltungsausschuss mitzureden, welche Gelder wohin fließen.

Harry Schönfeld

1994 wurden alle Mitarbeiter entlassen, obwohl sie sich so sehr für ihre Aufgabe engagiert hatten. Ich stand wieder als Arbeitsloser beim Amt. Hier zerbricht meine Beziehung zum Industriemuseum.

Die Funde, die die lange Tradition der Chemnitzer Industriegeschichte im Bereich der Nachrichtentechnik dokumentieren, wurden in einem Depot in Siegmarschönau eingelagert. Die Stadt kaufte das Gelände der ehemaligen Werkzeugmaschinenfabrik Hermann und Alfred Escher AG und sanierte schrittweise die dortigen Gebäude, Teile wurden abgerissen, die Gießereihalle und das benachbarte Maschinenhaus wurden der zentrale Bereich des heutigen Industriemuseums.

Ich fand eine kleine Firma in Chemnitz, bei der ich ein dreimonatiges Berufspraktikum absolvierte und hoffte, wieder etwas bewegen zu können. Die Firma sanierte mit Hilfe von Subunternehmen Fassaden und Fenster sowie Heizungen in Altbauten. Einige der neuen Wohnhäuser, an deren Bau die Firma beteiligt war, hatten nach der Fertigstellung noch keine Netzversorgung, sodass sie eine Weile leer standen. Das war für Einbrecher interessant. **Ich schlug vor, ein mobiles Voltaik-Inselsystem als Notstromversorgung für Alarmanlagen zu installieren, welches auch in den Servicefahrzeugen und für andere Zwecke stationär genutzt werden konnte. Meine beiden Chefs fanden die Idee gut** und sahen schon ein neues Geschäftsfeld für die Firma, der es nicht besonders gut ging. Sie konnten mich aber nicht fest einstellen.

Ich blieb also weiterhin arbeitssuchend, fand jedoch eine Möglichkeit, eine Förderung im Rahmen des Innovationsförderprogramms des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie für unser Projekt in der Firma zu beantragen. Aber das dauerte.

Im Sommer 1995 fragte mich ein Mitarbeiter des Landratsamtes Stollberg, ob ich das Kulturamt bei der Organisation

des ersten Erzgebirgischen Weihnachtsmarktes in Brüssel unterstützen könne, als Koordinator des Organisationsbüros für Messen und Märkte. **So wurde mir die Verantwortung für die Organisation der technischen Details übertragen**, angefangen bei der Festlegung der notwendigen Transportkapazitäten mit Lastzug, Lkw und Kleintransportern, für die gesamte Ausgestaltung des Festsaals und des Außengeländes – mit zehn Meter hohem Weihnachtsbaum und zwölf Hütten für Händler – bis zur Wiederinbetriebnahme der stillgelegten Gebäudeinfrastruktur in der ehemaligen Botschaft der DDR.

Nach diesem Kraftakt war ich unter anderem im Fahrdienst tätig, im Winter bevorzugt mit eigenem Allrad-Pkw oder geländegängigem Lkw Robur für Jagdveranstaltungen mit Gästen aus den alten Bundesländern, Personen- und Materialtransporte für Kinderfeste des Freizeitentrums, für Kulturmärkte, das Kindertheater und selbstverständlich als Mitarbeiter während der Veranstaltungen.

Mitte August 1997 wurde der Fördermittelantrag für das Projekt »Alternatives Energieversorgungssystem« bei meiner früheren Chemnitzer Firma bestätigt und konnte sicher finanziert starten. **Bedenklich war nur, dass die Schulabschlüsse der Chefs nicht auf dem Vertrag angegeben wurden. Mein Nachweis als Dipl.-Ing.-Phys. reichte aus.**

Es schien, dass für die nächsten zwei Jahre eine anspruchsvolle Tätigkeit möglich sei. Doch schon nach sieben Monaten war die Firma zahlungsunfähig und ging pleite. **Ein Firmenbestatter erledigte den Rest, ich erhielt die fristlose Kündigung per Fax. Für mich folgte die dreimonatige Sperre des Arbeitslosengeldes und eine Anhörung wegen Missbrauchs von Fördermitteln – bei der mir ein Anwalt des Deutschen Gewerkschaftsbunds half.**

Danach bekam ich weitere ABM-Stellen, auf erneute Arbeitslosigkeit folgten ein paar Monate auf einer befristeten Stelle, kurze Praktika und Beschäftigungen zur Urlaubsüberbrückung.

Schon um 1994 herum baute ich Kontakte zum Verein Neue Arbeit und zu den Innovativen Ingenieuren auf. Ich hoffte, dass sich dort Tipps für eine Stelle ergeben könnten. **Bei einer Arbeitslosenkonferenz, die die Neue Arbeit an der Universität Chemnitz organisierte, ging auch ich ans Mikrofon, appellierte an die Mitarbeiter der Arbeitsämter, die Arbeitssuchenden fair zu behandeln und kritisierte, dass einige ihrer Mitarbeiter bewusst Arbeitslose drangsalierten,** ihre eigene Bedeutung darstellten, den Arbeitssuchenden aber kaum halfen, eine vernünftige Beschäftigung zu finden. Besonders negativ wurde ich in der Zeit nach 2005 durch das Verhältnis zur ARGE und Hartz IV geprägt. Inzwischen bin ich im Alter von sechzig Jahren trotz Einbußen in Rente. Die Treffen der Ingenieure sind für mich eine willkommene Abwechslung im Alltag.

Heinrich Gude

Heinrich Gude, geboren 1943, Diplomingenieur für elektrische Maschinen und Antriebe, arbeitete bis 1993 als Problemanalytiker im Forschungszentrum des Werkzeugmaschinenbaus im VEB Werkzeugmaschinenkombinat »Fritz Heckert«.

Zwanzig Jahre hatte ich im Forschungszentrum des Heckert-Kombinats gearbeitet, als ich 1993 kündigte. Ich war frohen Mutes und dachte, dass ich sofort wieder Arbeit finden würde. Doch da irrte ich mich. Ich fand nichts. Mit Mühe und Not bekam ich eine Stelle als Ausbilder für Lehrlinge – die nun »Auszubildende« hießen – im VEB Technisch-Physikalische Werkstätten in Thalheim, die die Wende überstanden hatten. Es gab weder Lehrpläne noch Material für den Unterricht, ich musste mir alles selbst erarbeiten. Nach einem Dreivierteljahr durfte ich wieder gehen, weil man mich nicht mehr brauchte.

Ein oder zwei Jahre später fand ich eine Anstellung bei einer Computervertriebsfirma aus dem Westen, die in den Osten expandiert hatte, jedoch kaum etwas verkaufte. Ich vermute, sie bot die Computer und Drucker zu teuer an. Ich entwickelte Software und eine Datenbank, **doch nach anderthalb Jahren stand ich wieder auf der Straße.**

Ich versuchte es erneut als Ausbilder, doch es gab weder Ausbildungspläne noch -materialien, das Niveau der Azubis reichte von ausbildungsunfähig bis ausbildungsunwillig. Da fand ich die Stellenausschreibung einer Firma, die die Verlegung von Autobahnsignalkabeln plante und die Bauausführung überprüfte. Ich bewarb mich und hatte nach langer Zeit – so schien es – endlich wieder eine Festanstellung mit Perspektive. **Wir hatten genügend Aufträge, ich war an vielen Projekten beteiligt, entwickelte unter anderem eine Datenbank für die Firma. Nach fünf Monaten gestand mir mein Chef – just an seinem fünfzigsten Geburtstag: »Herr Gude, Sie sind zu alt für den Job!«** Wieder war ich arbeitslos. Allmählich fühlte ich mich auf dem Arbeitsmarkt wie Sisyphus.

1998 rutschte ich in eine ABM der Chemnitzer Beschäftigungsgesellschaft Phönix, wurde »Maßnahmeleiter« für zwanzig Kolleginnen und Kollegen. **Eines unserer größten Projekte war eine Ausstellung mit Geräten, die DDR-Bürger mit viel Erfindungsgeist in der Mangelwirtschaft vor 1989 kreiert hatten. Im neu gebauten Einkaufszentrum Sachsen-Allee Chemnitz zeigten wir Rasenmäher, die von einem Waschmaschinenmotor angetrieben wurden und andere skurrile Basteleien.**

Da eine ABM meist nur zwei Jahre dauern durfte, musste ich mir bald wieder etwas Neues suchen. Ich fand eine ABM-Stelle im Schlossbergmuseum, in dem die Chemnitzer Stadtgeschichte dokumentiert wird. Ich konnte dort mit meinen IT-Kenntnissen einiges bewegen, schuf wieder eine Datenbank. Als die Maßnahme beendet war und ich mich wieder auf die Suche nach Beschäftigung begab, speiste mich das Arbeit-

samt mit der Aussage ab: »Sie sind überqualifiziert, wir können Sie nicht mehr vermitteln! « Mit 61 Jahren ging ich in Rente und widmete mich von da an meiner Leidenschaft Musik, vertrat Organisten in Chemnitzer Kirchen und führte Besuchern Orgeln vor.

Die Neue Arbeit hatte ich 1994 kennengelernt und im Otto-Brenner-Haus die ISDN-Telefon-Anlage des Vereins installiert. Später schloss ich mich den Innovativen Ingenieuren an. Wenn ich mal wieder ohne Arbeit dastand, besuchte ich die Treffen. Einmal im Jahr organisiere ich eine Betriebsbesichtigung und eine Orgelvorführung für die Gruppe. Nebenbei baute ich die Internetseite des Chemnitzer Musikvereins auf – für die Neuen Medien war ich also noch nicht zu alt!

Barbara Auerbach

Barbara Auerbach, geboren 1943, absolvierte ein Ingenieurstudium für Informationsverarbeitung und arbeitete 19 Jahre lang im Bereich Forschung und Entwicklung des Werkzeugmaschinenkombinats »Fritz Heckert«.

Das Erste, das wir uns nach der Einführung der D-Mark kauften, war ein Computer, wollte ich doch auf der Höhe der Zeit sein. Als ich davon hörte, dass die Neue Arbeit Computerkurse anbot, belegte ich einige und hoffte, meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, wenn ich auf dem Laufenden bliebe. **Die Angebote des Vereins im Otto-Brenner-Haus brachten mich nicht nur in Sachen Technik, sondern auch in meiner persönlichen Entwicklung weiter, sie stärkten mein Selbstbewusstsein, ich lernte, dass ich nicht selbst an meiner Arbeitslosigkeit schuld war.**

Als 1990 unser Werkzeugmaschinenkombinat abgewickelt wurde, mussten die Mitarbeiter der Kombinatsleitung als erste gehen. Gleich nach meiner Entlassung belegte ich einen zweimonatigen Buchhaltungskurs. Der Kursleiter kam

aus den alten Bundesländern und war uns Teilnehmern lediglich fünf Seiten im Lehrbuch voraus.

Ich fand wieder Arbeit: bei einem Büroausstatter, als Außendienstmitarbeiterin für Kopierer und Faxgeräte. Mein Umsatz lag jedoch meist unter den Erwartungen meines Chefs. Ich war im Verkauf nicht skrupellos genug, brachte es nicht übers Herz, Menschen ein Gerät aufzuschwatzen, wenn ich feststellte, dass sie es nicht brauchten oder nicht bezahlen konnten. Als die Firma einen Laden in Chemnitz eröffnete, konnte ich dort als Verkäuferin arbeiten, doch das Unternehmen existierte nicht lange, sodass ich mich nach etwas Neuem umschauchen musste.

In einer Zeitschrift des Arbeitsamtes fand ich das Stellenangebot einer Firma, die Heizungen und Öfen verkaufte. Wenn eine Annonce in einer solchen Publikation veröffentlicht wird, muss es etwas Seriöses sein, vermutete ich und bewarb mich. Ich bekam den Job, seriös war mein neuer Arbeitgeber allerdings nicht, nutzte er doch die Unwissenheit der Leute im Osten aus. Ich zog von Haus zu Haus und versuchte, den Besitzern neue Heizungen zu verkaufen. Ich stellte bald fest, dass auch das nicht mein Metier war.

Von einem Bekannten erfuhr ich, dass es an der Kölner Wirtschaftsfachschule Kurse zum Projektmanager für Ökonomie gab. Die dortigen Dozenten flogen jedes Wochenende nach Köln, was ich verschwenderisch fand. Ich buchte dennoch einen solchen Kurs, den das Arbeitsamt genehmigte. Ab Februar 1998 gehörte das Büffeln mit Jüngeren für mich zum Alltag. **Unsere Lehrer waren kompetent und gaben uns nebenbei den einen oder anderen Tipp, wie man im Kapitalismus, dessen Regeln wir nicht kannten, überlebt.** Ich schloss den anspruchsvollen Kurs im Februar 1999 als Projektmanagerin für elektronische Medien ab, doch da ich auf die Fünzig zuging, brachte mir der Abschluss nicht viel. Ich bewarb mich für weitere Tätigkeiten, arbeitete unter anderem als Interviewerin für das Institut für Marktforschung und absolvierte mehrere ABM.

Mein Credo lautet seit jeher: »Du kannst überall etwas lernen!« Und das traf auch zu. Egal was ich unternahm, egal, ob es von Dauer war oder nicht, ich erweiterte jedes Mal meinen Horizont.

2009 kam ich in Kontakt mit den Innovativen Ingenieuren. Dort traf ich Gleichgesinnte mit ähnlichen Interessen und Erfahrungen. Ich empfand die Gruppe als eine gute Gemeinschaft. Wir unternahmen Ausflüge und Wanderungen, besichtigten Betriebe oder lernten Projekte der Neuen Arbeit kennen. Als mein Mann, der ebenfalls Ingenieur ist, Rentner wurde, bat ich ihn: »Komm doch mal mit!« Da er in seinen letzten Berufsjahren in Hennigsdorf gearbeitet hatte, konnte er in Chemnitz wenige Kontakte aufbauen und pflegen. **Die Treffen bei der Neuen Arbeit halfen ihm, nicht länger im eigenen Saft zu schmoren und seinen Horizont zu erweitern.**

Rolf Unger

Rolf Unger, geboren 1935, studierte Volkswirtschaft und war bis 1990 im Amt für Standardisierung, Messwesen und Warenprüfung Karl-Marx-Stadt/Chemnitz für die Qualitätssicherung zuständig.

Das Amt für Standardisierung in Chemnitz wurde 1990 aufgelöst. Ich verlor von heute auf morgen meine Stelle. Die Ironie der Geschichte ist, dass ich neue Arbeit bei der Treuhand fand, die in jenen Tagen damit beschäftigt war, DDR-Betriebe abzuwickeln. Ich sortierte und archivierte in der Chemnitzer Außenstelle der Behörde Akten: keine besonders erbauliche Beschäftigung und keine mit Zukunft.

Im Anschluss fand ich Stellen in kleineren Betrieben, in denen ich die Buchhaltung auf computergestützte Systeme umstellte oder die Rechnersysteme anpasste. Für die meisten Betriebe auf dem Gebiet der ehemaligen DDR waren Personalcomputer Neuland. Ich hatte zu DDR-Zeiten an der

Einführung der EDV im Werkzeugmaschinenbau mitgewirkt, sodass ich mich auf diesem Feld auskannte. Die meisten meiner Anstellungen dauerten nur ein paar Monate, sodass die Konzepte, die ich in den Betrieben entwickelte, Stückwerk blieben. Da die Arbeitssuche immer schwieriger wurde, ging ich 1995 mit sechzig Jahren in Rente.

Ich hatte mich stets als »Metaller« gefühlt und war deshalb in die IG Metall eingetreten. Ich bin nicht sicher, es kann sein, dass ich über diesen Weg die Neue Arbeit Chemnitz kennenlernte und Veranstaltungen im Otto-Brenner-Haus – das nicht allzu weit von meiner Wohnung entfernt lag – besuchte. **Obwohl ich kein Ingenieur, sondern Ökonom bin, schloss ich mich kurz nach der Gründung den Innovativen Ingenieuren an. Heute bin ich in der Gruppe einer der Ältesten. Ich habe dort Menschen gefunden, mit denen ich Fragen aus Vergangenheit und Gegenwart diskutieren kann. Wir sprechen auch oft über die Zukunft unserer Gesellschaft. Wie kann sie, frage ich mich, in sozialer und ökologischer Hinsicht zum Guten weiterentwickelt werden?**

Achim Gocht

Achim Gocht, geboren 1954, studierte Mathematische Methoden und Datenverarbeitung in der Wirtschaft an der Technischen Hochschule Merseburg. Bis 1992 war er – zuletzt als Technologe – im Datenverarbeitungszentrum (DVZ) Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz) tätig.

In Karl-Marx-Stadt gab es, wie in jeder Bezirksstadt der DDR, ein Datenverarbeitungszentrum (DVZ). Dort arbeitete ich als Technologe.

Nach der Wende setzte eine Entlassungswelle ein. **Etwa hundert Mitarbeiter, darunter ich, entschieden: Wir kaufen das Zentrum über ein Management-buy-out und betreiben es weiter! Jeder von uns wollte etwa 10.000 D-Mark investieren.** Doch die Treuhand machte uns einen Strich durch

die Rechnung: Sie verlangte mehrere Millionen Mark. So viel Geld konnten wir nicht aufbringen.

Ich ging 1992 in Kurzarbeit, wenig später wurde das Zentrum geschlossen. In Schwerin ging man einen anderen Weg und erhielt das DVZ, das heute einige Hundert Mitarbeiter beschäftigt. Vom DVZ in Chemnitz stehen lediglich die Gebäude, in die mehrere Bildungseinrichtungen einzogen.

Das Arbeitsamt vermittelte mich in eine sogenannte Anpassungsmaßnahme für Betriebswirtschaftslehre, die ich mit sehr guten Ergebnissen beendete. Ich war frohen Mutes, bald wieder Arbeit zu bekommen. Ganze elf Bewerbungen verfasste ich und schickte sie an Chemnitzer Betriebe. Doch ich bekam entweder keine Antwort oder eine Absage. Mir blieb keine Wahl, als die nächste »Anpassungsmaßnahme« zu absolvieren.

1997 hörte ich von einer ABM der Beschäftigungsgesellschaft Phönix: Wanderwege rund um Chemnitz sollten erfasst und Beschreibungen dafür angefertigt werden. Zehn Faltblätter waren geplant, um Wanderer über die Routen zu informieren. Wir stürzten uns voller Elan in das Projekt und sammelten Informationen. Doch aus dem Vertrieb der sehr gelungenen Faltblätter wurde nichts. Das Arbeitsamt stellte lediglich Personalkosten für diese ABM zur Verfügung, für den Druck der Faltblätter war kein Geld vorhanden, sodass sie in der Schublade verschwanden.

Die Neue Arbeit bot im Otto-Brenner-Haus Veranstaltungen an, bei denen sich Arbeitgeber vorstellten und sich Arbeitssuchende über das Stellenangebot informieren konnten. Bei einer solchen Veranstaltung knüpfte ich erste Kontakte zur Neuen Arbeit. Einen Job fand ich dort nicht, dafür lernte ich die Innovativen Ingenieure kennen, zu deren Veranstaltungen ich von da an regelmäßig ging. Wir luden uns kompetente Referenten zu Politik, Wirtschaft und sozialen Themen ein.

Die Arbeitssuche wollte ich nicht aufgegeben und entschied, mein Hobby zum Beruf zu machen: Ich bot eine Ton-

bildschau über das »Misthaus« an, ein berühmtes Wanderdormizil mit einer bewegten Geschichte im tschechischen Isergebirge, die ich im Otto-Brenner-Haus zeigte. Eine Zeitung druckte Ankündigungen, sodass zahlreiche Besucher in meinen Vortrag strömten.

Seit 2004 organisierte ich als selbständiger Wanderführer Touren in der Umgebung von Chemnitz. Zwar kam jede Woche eine Tour mit zwanzig bis dreißig zahlenden Teilnehmern zustande, doch leben konnte ich davon nicht. Ich musste mich beim Arbeitsamt als »Aufstocker« melden. Einmal im Jahr führe ich heute die Ingenieure auf Wanderungen.

Udo Mauersberger

Udo Mauersberger, geboren 1951, arbeitete zu DDR-Zeiten als Oberförster und Arbeitsökonom. In der Wendezeit war er Betriebsdirektor eines Staatlichen Forstbetriebs, den er mit dem Wechsel in die sächsische Landesforstverwaltung abwickeln musste. 1991 wurde er Geschäftsführer eines Holz- und Forstunternehmens, das bis 1995 existierte. Wenig später gründete er ein Unternehmen für Holzfachservice. Heute ist er Rentner und u.a. Geschäftsführer des Landesverbandes Sachsen im Bund Deutscher Forstleute, der Fachgewerkschaft für Forstbeschäftigte.

Ich war 1989, als noch nicht absehbar war, welche politischen Veränderungen uns bevorstehen würden, Leiter des Forstbetriebs in Marienberg geworden, der um die 670 Mitarbeiter hatte, darunter 488 Produktionsarbeiter und 182 Angestellte. Im Dezember 1990, kurz nach der Vereinigung mit der Bundesrepublik, kam für unseren Forstbetrieb das Ende. Wie viele DDR-Betriebe wurde er abgewickelt. Ich musste diese traurige Aufgabe übernehmen. Immerhin wurde ein Teil der Kollegen in die neue Forstverwaltung übernommen, der größte Teil fiel jedoch ins Leere und wurde in die berüchtigte Warteschleife geschickt.

Mit Kollegen, die nicht in das Schema der neuen Forstverwaltung passten, gründete ich 1991 eine GmbH mit fünfzig Beschäftigten, die hochmechanisierte Holzrückaufgaben erledigten, die Sägeholzproduktion fortsetzten und Holzbauaufträge ausführten. **Meine Partner und ich starteten mit Hoffnung und Enthusiasmus, aber auch mit großer Risikobereitschaft, hatten wir doch keinerlei Rücklagen, sondern finanzierten uns mit Krediten. 1995 informierte uns die Bank, dass diese Kredite überraschend fällig seien.** Dies brachte uns derart in Schwierigkeiten, dass wir die Gesamtvollstreckung beantragen und das Unternehmen schließen mussten.

Doch ich warf die Flinte nicht ins Korn, sondern gründete eine neue GmbH für Holzfachservice. Parallel arbeitete ich ehrenamtlich in verschiedenen Funktionen, ab dem Jahre 2000 beispielsweise im Auswahlausschuss des Programms Lokales Kapital für soziale Zwecke der Diakonie. Dieser entschied darüber, für welche Projekte Gelder aus dem Europäischen Sozialfonds ausgegeben werden sollten. Über diesen Weg wurde ich Mitarbeiter im Holzenergiezentrum Erzgebirge, das ab 2002 in Mildenaue entstand. Es sollte die Bewohner der walddreichen Region darüber informieren, wie mit Hilfe des natürlichen Rohstoffs Holz Strom und Wärme erzeugt werden können. Für das Zentrum benötigten wir geeignete Software. Ich hörte von den Innovativen Ingenieuren und beschloss, mir dort Hilfe zu holen. Die Mitglieder der Gruppe begegneten mir mit großer Offenheit und waren gern bereit, ihr Wissen mit uns zu teilen.

Die Innovativen Ingenieure, die mit Enthusiasmus begonnen hatten, sind in meinen Augen ein Beispiel dafür, dass nicht alles dem Untergang anheimfallen musste, dass es möglich war, zusammenzuhalten und sich gegenseitig Halt zu geben.

Kapitel 3

Neue Struktur – neue Herausforderungen

Hainstraße 125



Doris Müller

2004 stieg der Verein für Kultur, Bildung und Entwicklung als Träger aus der Neuen Arbeit aus. **Wir gründeten den eigenständigen Verein Neue Arbeit Chemnitz.** Im Laufe der Jahre hatten wir neben der Sozialberatung weitere Betätigungsfelder gefunden. So richteten im Projekt »Blaues Fahrrad« ehemalige Beschäftigte aus der Metallindustrie gebrauchte Fahrräder her, die in der Stadt zur kostenlosen Nutzung – auch für Studenten oder Touristen – bereitstanden. Das »Blaue Fahrrad« hatten wir in dem mit dem Arbeitsamt ins Leben gerufenen Projekt »ABM für ABM« entwickelt.

Engelbert Kuhn

Die Beschäftigungsgesellschaften hielten sich und ihre Verwaltungen mit ABM über Wasser. Kleine Träger, etwa im Bereich Sport oder Kultur, die in den Neunzigerjahren ihre Arbeit kaum ohne ABM-Kräfte leisten konnten, lieferten oft mangelhafte Anträge für solche Maßnahmen ab. Weil wir diese im Arbeitsamt nicht bearbeiten konnten, **kreierten wir gemeinsam mit der Neuen Arbeit das Projekt »ABM für ABM«.**

Der Verein richtete ein Büro ein, in dem ABM-Kräfte die kleinen Träger bei der Antragstellung berieten und darüber informierten, für welche Zwecke solche Maßnahmen sinnvoll waren. Auf diese Weise konnten ABM-Anträge bearbeitungsreif erstellt und im öffentlichen Interesse wichtige Projekte auf den Weg gebracht werden. Auch für die Neue Arbeit selbst wurden ABM-Projekte ins Leben gerufen.

Doris Müller

Der Erste Bevollmächtigte der IG Metall, Sieghard Bender, sah in dem ABM-Projekt »Blaues Fahrrad« eine Chance, älte-

ren Metallern, die keine Arbeit mehr hatten, eine Beschäftigung zu verschaffen. Nachdem wir das Fahrrad-Projekt eine Weile selbst betrieben hatten, übergaben wir es an eine Beschäftigungsgesellschaft. Wenig später ging das Projekt leider zu Ende.

2006 mussten wir aus dem Haus in der Paul-Gruner-Straße ausziehen. Der Zufall wollte es, dass wir just zu diesem Zeitpunkt ein Gebäude in der Hainstraße 125 geschenkt bekamen, das unser neues Domizil werden sollte. Neben den »Innovativen Ingenieuren« entstanden unter dem Dach unseres Vereins weitere Gruppen und Initiativen.



Margitta Meißner

Viele der Tausenden Arbeitslosen, die es nach der Abwicklung der großen Betriebe in Chemnitz gab, waren Frauen. So mancher von ihnen fiel es schwer, wieder im Berufsleben Fuß zu fassen. **Für sie gründeten wir 1997 unter dem Dach der Neuen Arbeit den Verein Frauen aktiv für Chemnitz tätig – kurz FACT. Ich wurde dessen Vorsitzende.**

Wir organisierten jeden Monat Veranstaltungen speziell für Frauen und einmal im Jahr eine Bildungsreise in ein Frauenzentrum in Mildenaue im Erzgebirge, wo wir mit etwa zwanzig Frauen eine ganze Woche verbrachten. Wir hörten Vorträge, kochten gemeinsam und **kreierten Projekte, die Frauen zu neuen Tätigkeitsfeldern verhelfen sollten. Teilnehmerinnen schlugen eine Kleiderkammer vor oder den Aufbau einer Bibliothek. So entstand die Idee, den Chemnitzer Bücherbus zu übernehmen.**

Der Bus, der Schulen und Stadtteile ansteuerte, in denen es keine Bibliotheken gab, war von 1994 bis 1997 von der Stadt betrieben worden. Diese sah sich nun jedoch nicht mehr in der Lage, ihn weiter zu unterhalten. Doris Müller erfuhr als Stadträtin davon. So kam die Neue Arbeit als Betreiberin ins Gespräch – und wir sagten zu. FACT übernahm die Regie.

Vier bis fünf Frauen kümmerten sich fortan um die Ausleihe – angestellt als ABM-Kräfte und über einen Ein-Euro-Job. Der Bus ermöglichte es Kindern und Jugendlichen, die sich den Benutzerausweis in einer Bibliothek nicht leisten konnten, Bücher auszuleihen. Jeden Tag stand der Bus an einer anderen Schule. Mit ihm wurde die Neue Arbeit in der Stadt noch bekannter.

Die Stadtverwaltung unterstützte uns mit etwas Geld, von dem wir Benzin, Reparaturen oder neue Bücher kauften. Von der Stadtbibliothek bekamen wir Bücher geschenkt.

Bild links: Das heutige Otto-Brenner-Haus in der Hainstraße, in das die Neue Arbeit Chemnitz im Jahre 2006 umzog.

Es war mühsam, immer wieder aufs Neue ABM-Maßnahmen für den Bücherbus zu beantragen und jedes Mal darauf zu hoffen, dass sie auch genehmigt wurden. Auf Dauer konnte FACT diese Aufgabe nicht leisten. Deshalb gaben wir den Bus 2015 an die Stadt zurück, die ihn wieder betrieb und drei unserer Frauen für die Ausleihe in eine Festanstellung übernahm.



Der Bücherbus, gestaltet von Chemnitzer Graffiti-Künstlern.

Doris Müller

Wir hatten FACT, dessen zweite Vorsitzende ich war, gegründet, um Projekte speziell für Frauen beantragen zu können und um diese Projekte als Träger umzusetzen. **Mit dem Bücherbus wollten wir Kindern die Benutzung einer Bibliothek nahebringen und alten Menschen, die die Stadtbibliothek nicht mehr erreichen konnten, eine Ausleihe ermöglichen.**

Als die ABM-Förderung für den Bus endete – ältere Frauen konnten im Einzelfall bis zu fünf Jahre gefördert werden – **und nur noch Ein-Euro-Jobs im Angebot waren**, kämpften wir mit unserem Bibliothekspersonal jährlich vor der Verabschiedung des städtischen Haushalts um eine Aufstockung der Entlohnung. Einmal parkte der Fahrer unseres Busses die mobile Bibliothek vor dem Rathaus, um so unserer Forderung nach Unterstützung Nachdruck zu verleihen.

2015 gaben wir, nach zweijährigem, Kampf den Bus an unsere Stadt zurück. Wir sahen die Kommune in der Verantwortung für die Soziale Bibliothek. Zudem hatte sich die finanzielle Lage der Stadt wesentlich verbessert. Inzwischen ist der Bus uralt und bedarf dringend einer Erneuerung. Chemnitz als gerade gekürzte »Kulturhauptstadt« sollte sich einen neuen Bücherbus für benachteiligte Bevölkerungsgruppen leisten, zumal das Bibliothekspersonal vielen Kindern als »Kummerkasten« dient.

Margitta Meißner

Über Doris Müller kam die Neue Arbeit auch in Kontakt mit dem städtischen Klinikum. Das Krankenhaus besaß einen Raum, in dem Kinder betreut werden konnten, während ihre Eltern kranke Angehörige besuchten. FACT-Frauen übernahmen dort die Betreuung der Kinder. Außerdem kümmerten sich ABM-Kräfte der Neuen Arbeit um die Bibliothek des Klinikums und den Computerraum.

Doris Müller

Als Stadträtin saß ich auch im Aufsichtsrat des Klinikums. Durch diesen Kontakt kam das ABM-Projekt zustande. ABM-Kräfte betreuten nicht nur Kinder und den Computerraum, sie kümmerten sich auch um Kleinigkeiten, die den Patientinnen und Patienten den Aufenthalt in der Klinik erleichterten oder wiesen Besuchern den richtigen Weg in dem Gebäude-

komplex. Etwa zu der Zeit als die ABM auslief, fragte die Pflegedienstleitung der Klinik bei uns an, ob wir Interesse hätten, an einem Projekt für die Ausbildung von Pflegehelferinnen und Pflegehelfern mitzuarbeiten. Da wir gute Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit dem Klinikum gesammelt hatten und ich in einer solchen Ausbildung wieder eine Chance sah, **Menschen ohne Arbeit eine Perspektive zu verschaffen**, sagte ich zu.

Auf unseren Aufruf hin meldeten sich deutlich mehr Interessierte, als wir in der Ausbildung, für die wir mit einem privaten Bildungsträger zusammenarbeiteten, unterbringen konnten. 25 Frauen und Männer schlossen die Ausbildung ab. Sie hatten ihr Praktikum im Klinikum absolviert und fast alle fanden dort eine Anstellung. Seither greifen sie dem Pflegepersonal unter die Arme.

Margitta Meißner

Bis 2017, als der Verein aufgelöst wurde, blieb ich die Vorsitzende von FACT. **Parallel dazu arbeitete ich im Büro im Heckert-Gebiet als Sozialberaterin. In dieser Gegend wohnten viele Spätaussiedlerinnen und -aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion, viele von ihnen nahmen unsere Beratung in Anspruch, weil sie mit den zahllosen behördlichen Schreiben, die bei ihnen im Postkasten landeten, nicht klarkamen.**

Eine Frau aus dieser Community, deren russischer Mann einen Aufenthaltstitel und eine Arbeitserlaubnis besaß, bat uns um Hilfe. Damit ihr Mann sein Studium in Russland beenden konnte, erlaubte man ihm, es von Deutschland aus weiterzuführen. Alle drei Monate fuhr er nach Russland, um seine Prüfungen abzulegen. Da er jedoch nicht mehr dort lebte, bekam er kein russisches Stipendium. Das Arbeitsamt in Deutschland hatte ihm für eine gewisse Zeit Geld gezahlt, das er jedoch wieder zurückzahlen sollte – über zweitausend Euro. Weil er vollkommen mittellos war, konnte er das nicht

leisten. Wir erreichten, dass er das Geld nicht zurückzahlen musste. Zudem suchten wir nach einer Möglichkeit, den jungen Mann finanziell so zu unterstützen, dass er sein Diplom machen konnte. Doris Müller und ich telefonierten mit vielen Institutionen. Schließlich fanden wir die in Chemnitz ansässige Kinder- und Jugendstiftung Johanneum, die ihm ein monatliches Stipendium zur Verfügung stellte. Nach dem Diplom fand der junge Mann eine Stelle als Ingenieur bei Siemens. **Solche Erfolge gaben uns Kraft für unsere Arbeit.**

Die Stadt Chemnitz finanzierte das Beratungsbüro im Heckert-Gebiet, stellte Geld für Sach- und Lohnkosten zur Verfügung. So konnten wir auch die Miete zahlen, die sich zum Glück im unteren Bereich bewegte. Da der Haushaltsplan für eine Kommune jedes Jahr durch den Stadtrat beschlossen werden muss, war das für uns immer wieder aufs Neue eine Zitterpartie. Denn es war meist nicht klar, ob Gelder für uns eingeplant wurden oder nicht. Debattierten die Stadträte über den Haushaltsplan, saßen wir von der Neuen Arbeit als Gäste in diesen Sitzungen, um zu erfahren, ob Geld für uns vorgesehen war. Vorsorglich kündigten wir den Mietvertrag für unser Büro jeweils zum Jahresende.

Doch die Stadt sah ein, dass sie in einem Wohnquartier wie dem Heckert-Gebiet investieren musste, um soziale Stabilität zu gewährleisten, und dass wir dabei ein wichtiger Partner waren. So bekamen wir nach langem Bangen doch immer wieder Geld.

2008 ging ich in Rente, danach arbeitete ich noch zehn Jahre ehrenamtlich für den Verein, solange war ich auch zweite Vorsitzende der Neuen Arbeit.

Karin Kober

Karin Kober, geboren 1946, erlernte den Beruf der Mechanikerin und wurde Ingenieurin für Feinwerktechnik. Im VEB Buchungsmaschinenwerk Chemnitz war sie für Operativtechnologien zuständig. 1990 wurde sie arbeitslos, absolvierte Weiterbildungen und erlangte einen IHK-Abschluss für Personal- und Rechnungswesen. Sie arbeitete zunächst als ABM-Kraft für die Neue Arbeit Chemnitz, wurde später dort für die Finanzen zuständig und erledigte diese Aufgabe bis 2010.

Dass ich bei der Neuen Arbeit für die Finanzen zuständig wurde, war ein großes Glück für mich. Ich erlebte eine euphorische Zeit. Meine Kolleginnen und ich achteten nicht darauf, wie viele Überstunden wir absolvierten.

Als ehemalige Technologin war die Umstellung auf mein neues Arbeitsfeld nicht einfach, niemand konnte mir sagen, wie es funktionierte, ich musste mir alles per Learning by Doing aneignen. Doch ich erlebte eine spannende und abwechslungsreiche Zeit, in der sich die Neue Arbeit viele neue Felder erschloss.

25 Jahre hatte ich als Technologin im VEB Buchungsmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt gearbeitet, die Kündigung im Jahre 1990 erwischte mich kalt. Doch mein Credo ist seit jeher: Hock nicht zu Hause rum, geh raus! Deshalb entschloss ich mich zu einer Weiterbildung für die Computerbedienung und hing einen von der Industrie- und Handelskammer zertifizierten Abschluss für Personal- und Rechnungswesen dran. Nun bist du qualifiziert, jetzt wirst du schon Arbeit bekommen!, dachte ich. Doch ich fand keine Stelle.

Was ich fand, war eine ABM bei einer Arbeitsförderungs-gesellschaft, die in jener Zeit wie Pilze aus dem Boden schossen. Im Auftrag des städtischen Umweltamtes erstellten wir eine Karte, die zeigte, wie die Grundstücke in der Stadt genutzt wurden.

Eines Tages hörte ich an einer Straßenbahnhaltestelle, wie eine Frau erzählte, dass sie eine ABM-Stelle bei der Neuen Arbeit Chemnitz innehatte. Doch weil sie eine andere ABM gefunden habe, würde ihre Stelle frei werden. Ich horchte auf. War das nicht etwas für mich? Ich kannte die Neue Arbeit von Veranstaltungen, die ich im Büro in der Albert-Köhler-Straße besucht hatte. Ich vereinbarte einen Termin mit Doris Müller – und wir verstanden uns auf Anhieb.

Ab Dezember 1995 wurde ich Leiterin einer ABM bei der Arbeitsförderungsgesellschaft Phönix. Unsere Aufgabe bestand darin, für die neu entstandene Begegnungsstätte der Neuen Arbeit in der Paul-Gruner-Straße – das spätere Otto-Brenner-Haus – **Projekte und Nutzungsmöglichkeiten für Arbeitslose zu entwickeln: einen PC-Raum, in dem Arbeitslose Grundkenntnisse erwerben und Bewerbungen schreiben konnten, eine Bibliothek oder eine Frauen-Gymnastikgruppe.** Im Hinterhaus wurde eine Holz- und Fahrradwerkstatt eingerichtet. **Die Fahrradausleihe »Blaues Fahrrad« entstand.**

Als der gewerkschaftliche Verein der IG Metall uns 1997 unter sein Dach nahm, hatten wir zehn oder zwölf Sozialberaterinnen und -berater. Es wurde jemand benötigt, der sich um die Finanzen kümmerte. Ich übernahm diese Aufgabe. Und als sich im selben Jahr der Frauenverein FACT gründete, wurde ich dessen Schatzmeisterin.

Für die Neue Arbeit beantragte und verwaltete ich die Personal- sowie Sachkosten für alle Projekte und rechnete diese ab. In unseren vier Büros gab es jede Menge Angebote für Arbeitslose, die begleitet und betreut werden mussten: ABM, Ehrenamt, Beschäftigungsverhältnisse in Arbeitsgelegenheiten. Solche Maßnahmen wurden mit kommunalen Mitteln sowie Zuschüssen von Land, Bund und EU gefördert. Die Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Büros wuchs auf um die vierzig.

Da wir keine Rücklagen hatten, waren wir jedes Jahr darauf angewiesen, dass Gelder zur Verfügung gestellt wurden. **Das war stets aufs Neue eine Zitterparty. Bereits im Sommer stellten wir die Anträge für das darauffolgende Jahr. Dann harhten wir der Dinge, ob und in welcher Höhe Gelder bewilligt werden würden. Manchmal erhielten wir den Bescheid der Weiterfinanzierung um Weihnachten, manchmal mussten wir über den Jahreswechsel hinaus bangen, bis endlich die erlösende Nachricht kam.**

Kritisch wurde es, als das Arbeitsamt in Arbeitsagentur und Jobcenter umstrukturiert wurde. Wir erhielten keinen festen Fördervertrag. Wie sollte es weitergehen? Zum Glück sprang die Arbeitsagentur nochmals ein. Ratsuchende mussten für die Hilfestellung, die sie von uns bekamen, unterschreiben, die Listen wurden monatlich abgerechnet und vergütet. Da vollkommen unwägbar war, wann wie viele Leistungen anerkannt wurden, fehlte uns die Planungssicherheit. Die Verantwortung für unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die wissen wollten, wie lange sie noch in Lohn und Brot standen, wog schwer. Aber auch diese schwierige Zeit meisterten wir.

Ende 2004 beendete der gewerkschaftliche Verein seine Trägerschaft für die Neue Arbeit, wir gründeten unseren eigenständigen Verein, das Sozialamt förderte uns ab 2005.

2009 erkrankte ich plötzlich schwer. Ich konnte meine Tätigkeit nicht mehr ausüben. Von heute auf morgen musste die Neue Arbeit eine Lösung für die Verwaltung ihrer Finanzen finden. Katrin Stützer, die Projekte für unseren Verein entwickelte und mit der ich in einem Zimmer saß, hatte Einblick in meine Aufgaben und mich oft unterstützt. So konnte sie meine Arbeit kurzfristig übernehmen und ich mich in die Behandlung begeben, die zum Glück erfolgreich war. 2010 ging ich in Rente – allerdings noch nicht in den Ruhestand. Als Katrin Stützer 2013 ein Kind bekam, übernahm ich für die Zeit ihres Mutterschaftsurlaubs die Vertretung.

Ich komme heute noch ab und zu ins Otto-Brenner-Haus, bin weiter Mitglied des Vereins – ganz kann ich noch nicht von der Neuen Arbeit lassen.

Renate Haferberger

Renate Haferberger, geboren 1957, arbeitete nach ihrem Informatik-Studium als Programmiererin und Projektantin im Datenverarbeitungszentrum Karl-Marx-Stadt/Chemnitz. Inzwischen ist sie als Sachgebietsleiterin Innere Dienste in der Cc Klinik-Verwaltungsgesellschaft Chemnitz mbH tätig.

Im Jahr 1987 wurde mein Sohn geboren, deshalb pausier- te ich im Datenverarbeitungszentrum, wo ich nach dem Stu- dium eine Stelle gefunden hatte. 1990, im Jahr der Wieder- vereinigung, kam ich zurück in meinen Betrieb. Das Zentrum existierte weiter, wenn auch mit verminderter Belegschaft. Es erledigte die Datenverarbeitung für Chemnitz, wie Karl- Marx-Stadt inzwischen wieder hieß, und umliegende Kom- munen, einige Arbeitsfelder waren jedoch weggebrochen. Ich wurde für den Vertrieb von Software zuständig und gab nebenbei Computerkurse für Arbeitslose im Arbeitsamt.

Ende 1990 stand für mich die Frage an, ob ich eine Stelle bei der AOK annehmen oder weiter im Vertrieb des Daten- verarbeitungszentrums arbeiten solle – ich entschied zu blei- ben, nicht ahnend, dass ich im Jahr 1992 meine Stelle verlie- ren würde. Aus dem von uns Mitarbeitern geplanten Management-Buy-out für das Datenverarbeitungszentrum wurde nichts. Das Zentrum wurde verkauft, die Stellen rapi- de abgebaut – und ich gehörte zu den Entlassenen.

Ich entschied mich für eine weitere Qualifizierung in der Informatik. Fachlich kannte ich mich gut aus, doch in ökonomischen Belangen, wenn es etwa um die Buchhaltung ging, musste ich immer wieder Kollegen zurate ziehen. Ich nutzte die Zeit, um mir diese Kenntnisse in einem Lehrgang anzu- eignen. Danach bekam ich eine ABM-Stelle in der Chemnit-

zer Universitätsbibliothek, später eine zweite und eine dritte. Endlich fand ich eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt: Ich wurde Vertriebsassistentin in einem IT-Unternehmen. Die Anstellung war nicht von Dauer. Als es einen Wechsel in der Unternehmensleitung gab, wurde eine neue Mitarbeiterin für meinen Bereich eingestellt.

Ich bekam Kontakt zur Neuen Arbeit und trat dort im Jahr 2000 eine ABM-Stelle an. Der Verein übertrug mir die Betreuung des Computerraums im Otto-Brenner-Haus. Wir betreuten Arbeitslose, die keine PC-Kenntnisse hatten, halfen ihnen beim Schreiben ihrer Bewerbungen, schulten auch die Mitarbeiter der Neuen Arbeit und unterstützten die Produktion der Stadtteilzeitung. Die ABM-Stelle wäre nach einem Jahr beendet gewesen, doch sie wurde um ein halbes Jahr verlängert. Ich wurde Projektgruppenleiterin im Computerkabinett.

Als ein Chemnitzer Kommunalpolitiker seinen Geburtstag im Otto-Brenner-Haus feierte, führte Doris Müller die Gäste der Feier durch das Haus. Ich leitete an diesem Tag einen Computerkurs. Unter den Geburtstagsgästen war auch der Geschäftsführer des städtischen Klinikums. Als er im PC-Raum vor mir stand und Doris Müller über meine Tätigkeit bei der Neuen Arbeit erzählte, rief der Geschäftsführer spontan: »So jemanden brauchen wir bei uns im Klinikum!« Ich bewarb mich und bekam – nachdem die Cc Klinik-Verwaltungsgesellschaft Chemnitz mbH als Tochter des kommunalen Krankenhauses gegründet worden war – dort eine Stelle.

Ich fing in der Poststelle an, doch meine Aufgaben wurden im Laufe der Zeit vielfältiger und umfangreicher. Als Sachgebietsleiterin Innere Dienste habe ich heute mit vielen Menschen zu tun und kümmere mich um die Logistik im Klinikum am Standort Küchwald. Das Klinikum Chemnitz ist mit vier Häusern und mehr als 5.000 Beschäftigten das größte kommunale Krankenhaus in Sachsen.

Als ich in der Klinik anfang, hatte ich noch vermutet, irgendwann wieder in die mir vertraute Informatik zu rut-

schen, doch inzwischen widme ich mich ganz meinen neuen Aufgaben. Nach fast zwanzig Jahren kenne ich mich in allen Themen der Verwaltung gut aus.

Petra Hennig

Petra Hennig, geboren 1955, arbeitete zu DDR-Zeiten als Pionierleiterin und Unterstufenlehrerin, nach 1989 war sie als Erzieherin tätig. Sie wurde Präsidentin des Vereins Deutsch-Französische Gesellschaft Chemnitz e.V. und arbeitete später als Sozialberaterin bei der Neuen Arbeit, seit der Rente übt sie diese Arbeit ehrenamtlich aus.

Bis Mitte der Neunzigerjahre arbeitete ich in einer Chemnitzer Schule als Horterzieherin. Dann wurde ich arbeitslos. Ich suchte eine neue Stelle, doch ohne Erfolg. Im Jahre 2000 erfuhr ich, dass der Frauenverein FACT gemeinsam mit der Deutsch-Französischen Gesellschaft jemanden für eine ABM-Stelle für die Bibliothek der Gesellschaft im Otto-Brenner-Haus suchte.

Doris Müller

Eine Bekannte, die Mitglied in der Deutsch-Französischen Gesellschaft war, hatte mir erzählt, dass die Gesellschaft Räume suchte. Ich wollte das Otto-Brenner-Haus öffnen: Die Arbeitslosen sollten nicht unter sich bleiben, sondern sich in das Leben eingebunden fühlen. Da kam es mir recht, dass die Deutsch-Französische Gesellschaft Räume benötigte. Nach ihr zog auch die Deutsch-Britische Gesellschaft bei uns ein.

Der Präsident der 1990 gegründeten Deutsch-Französischen Gesellschaft, der inzwischen verstorbene Werner Hähnlein, benötigte für die Bibliothek jemanden der französisch sprach. Ich kannte Petra Hennig von Veranstaltungen bei uns im Haus und wusste, dass sie die Sprache beherrscht.

Petra Hennig

Ich liebe die französische Sprache, die Musik, das Land. Deshalb hatte ich schon in der Schule als zweite Fremdsprache statt Englisch Französisch gewählt.

Die Deutsch-Französische Gesellschaft wollte in ihrer Bibliothek französische Lebensart vermitteln, man konnte dort nicht nur Bücher ausleihen, sondern auch Reiseprospekte mitnehmen und Französischkurse buchen. Als »Mädchen für alles« übernahm ich immer mehr Aufgaben, so organisierte ich Ausstellungen, beispielsweise über die Städtepartnerschaft zwischen Chemnitz und Mulhouse. Ich wurde Mitglied in der Deutsch-Französischen Gesellschaft und ahnte nicht, dass mich ihr Präsident als seine Nachfolgerin ausersehen hatte. Das Amt trat ich an, nachdem meine zweijährige ABM-Stelle ausgelaufen war.

Ich hatte mich während der Maßnahme weiter nach Stellen umgeschaut, doch nichts gefunden. **Als die ABM endete, übernahm ich bei der Neuen Arbeit Mini- oder Ein-Euro-Jobs, so blieb dann meine Verbindung zum Verein erhalten. Es mag 2007 gewesen sein, da bot mir die Neue Arbeit eine Stelle als Sozialberaterin an** – ich empfand das als Glücksfall und sagte zu. Ich arbeitete zunächst im Otto-Brenner-Haus und wechselte später in das Büro der Neuen Arbeit im Bürgerzentrum in der Leipziger Straße.

Manchmal nahm ich Arbeit mit nach Hause und grübelte: Was kann ich noch tun, wie kann ich noch helfen? In der Anfangszeit betreute ich eine arbeitslose Mutter von zwei kleinen Kindern, eines davon schwerstbehindert und gerade ein Jahr alt. Nach einer Vermögensprüfung durch das Jobcenter sollte die Frau 8.000 Euro an Leistungen zurückzahlen. Sie hatte das Pflegegeld auf die hohe Kante gelegt, um davon – wenn das Kind größer würde – einen Rollstuhl oder ein Pflegebett kaufen zu können. Um mit ihren beiden Kindern mobil zu sein, benötigte sie zudem ein Auto. Nach langem Hin und Her erreichten wir, dass die Frau das Geld nicht

zurückzahlen musste. Nicht nur sie, auch ich war erleichtert, dass die Geschichte ein glückliches Ende fand.

In der Beratungsstelle in der Leipziger Straße hatte ich mit Migrantinnen und Migranten zu tun, denen in diesem Quartier eine Wohnung zugewiesen worden war. Viele konnten ihre Probleme mit den Ämtern nicht allein lösen. Ein halbes Jahr Sprachkurs reicht nicht aus, um sich auf Deutsch zu verständigen, schon gar nicht, um mit Verwaltungsangestellten zu kommunizieren. **Wir übernahmen in solchen Fällen die Kommunikation. In Zeiten von verschärftem Datenschutz war das nicht leicht, allzu oft wurden wir mit der Aussage abgespeist: »Wir dürfen Ihnen keine Auskunft geben!« Manchmal half eine Vollmacht, manchmal begleiteten wir die Hilfesuchenden persönlich zu den Ämtern.** Durch meine Sprachkenntnisse konnte ich Migrantinnen und Migranten aus ehemaligen französischen Kolonien zur Seite stehen.

Eine Familie aus Eritrea wuchs mir besonders ans Herz. Ich bat sie, alle amtlichen Schreiben zunächst mir zu zeigen, damit sie nicht in Schwierigkeiten geraten würden, wenn sie etwas nicht verstanden. Ich organisierte den Umzug in die eigene Wohnung, kümmerte mich um den Möbeltransport. Ich unterstützte die Familie, damit keine Missverständnisse durch die Sprachbarrieren auftraten. Die Beschäftigten des Umzugsunternehmens schauten entsetzt, als die Eritreer ihre Speisen beim Mittagessen mit den Händen von den Tellern nahmen. Andere Länder, andere Sitten ... Erst durch Begegnung kann man Vorurteile abbauen.

Solche Begegnungen müssen freilich organisiert werden. Das Domizil, eine Begegnungsstätte für Kinder und Jugendliche in der Nachbarschaft des Bürgerzentrums in der Leipziger Straße, veranstaltet jedes Jahr ein Nachbarschaftsfest, an dem sich auch die Neue Arbeit beteiligt. Dort können sich Menschen verschiedener Kulturen treffen und die Lebensart des Nachbarn kennenlernen.

Inzwischen bin ich Rentnerin, doch ich berate weiterhin einmal pro Woche Arbeitslose im Bürgerzentrum in der Leip-

ziger Straße. Viele unserer »Stammkunden« verlangen nach mir – für mich ein großer Vertrauensbeweis.

Dagmar Winkler

Dagmar Winkler, geboren 1944, studierte Ökonomie und arbeitete zu DDR-Zeiten in einer Konsumgenossenschaft, deren stellvertretende Leiterin sie über mehrere Jahre war. Bei der Neuen Arbeit betreute sie unter anderem die Stadtteilzeitung »Zeitbombe«.

Wie viele Chemnitzer, die in der Zeit nach der Wende arbeitslos wurden, versuchte ich mein Glück in einer Beschäftigungsgesellschaft. Ich leitete dort ein Buchprojekt über die Entstehung und Entwicklung solcher Gesellschaften. **1999 kam ich über Karin Kober zur Neuen Arbeit und wurde eine der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen. Die vom Land finanzierte Aktion 55 sicherte mir eine kleine Aufwandsentschädigung von 150 Mark, später 76 Euro im Monat.**

Im Jahr zuvor hatte die Neue Arbeit eine eigene Zeitung mit dem Titel »Zeitbombe« gegründet, deren Redakteurin ich 2001 wurde. Das zwölfseitige Blatt erschien vierteljährlich und ging an Chemnitzer Betriebe, lag im Rathaus aus und wurde in der ganzen Stadt zum Preis von einem Euro verkauft. Die »Zeitbombe« beantwortete Fragen zum Arbeits- und Sozialrecht, wir gingen aber auch in Betriebe und Beschäftigungsgesellschaften, informierten über Firmenschließungen oder neu gegründete Betriebe, und wir beleuchteten kritisch die Arbeit der Treuhandanstalt.

Ich schrieb Artikel für die »Zeitbombe«, plante die Themen für die nächste Ausgabe, beschaffte Fotos, baute die Seiten am Computer zusammen. Das alles war neu für mich, doch nach und nach fuchste ich mich ein und fand die Arbeit immer interessanter. Wir wurden ein Teil der Zeitungslandschaft in Chemnitz, da wir über Themen berichteten, die im Mainstream untergingen. 2004 musste die Zeitung einge-

stellt werden. Die Nachfrage war nicht groß genug und so konnte sich die »Zeitbombe« nicht finanzieren.

Während ich ehrenamtlich für die Neue Arbeit tätig war, bewarb ich mich weiter auf Stellen, doch ich hatte keinen Erfolg. Zum Glück konnte ich weiter für den Verein arbeiten. Ich verwaltete das Inventar, sammelte statistische Daten, arbeitete neue Kollegen ein, bereitete Veranstaltungen vor.

Als ich sechzig wurde, ging ich in Rente. Ich wollte jedoch nicht zu Hause herumsitzen. Die Neue Arbeit ermöglichte es, dass ich mein Ehrenamt weiter ausüben konnte und monatlich vierzig Euro Aufwandsentschädigung dafür erhielt. Zwei Tage pro Woche, manchmal auch häufiger, arbeitete ich im Otto-Brenner-Haus, übernahm den Telefondienst oder gestaltete den monatlichen Flyer, der über die Beratungsangebote und die Veranstaltungen informierte. Bis 2017 arbeitete ich für den Verein.

Ich besuche das Otto-Brenner-Haus auch heute noch und sitze im Vorstand des Vereins. Ich bleibe – obwohl ich nun in Rente bin – IG-Metall-Mitglied, fühle ich mich dort doch, wie bei der Neuen Arbeit, gut aufgehoben.

Weshalb war ich so lange ehrenamtlich für die Neue Arbeit tätig? Ich wollte mich in die Gesellschaft einbringen, etwas für andere Menschen tun, vor allem für die, die arbeitslos geworden waren. **Der Lohn für diese Arbeit lässt sich nicht in Geld bemessen.** Viel mehr zählen für mich beispielsweise die leuchtenden Augen der Kinder, für die wir jedes Jahr eine Weihnachtsfeier auf die Beine stellten.

Margitta Pampel

Margitta Pampel, geboren 1950, arbeitete als Bürokauffrau im VEB Textilwerke Palla in Glauchau. Nach der Privatisierung und dem Umzug des Unternehmens nach St. Egidien war sie von 1998 bis zur Schließung 2009 Betriebsratsvorsitzende.

Ich gehörte zu den etwa 2.500 Beschäftigten, die 1989 im VEB Textilwerke Palla in Glauchau arbeiteten. Im gesamten Kombinat Wolle und Seide, dessen Stammwerk in Meerane stand, waren etwa 4.000 Mitarbeiter tätig. Nach der Wende ging es rapide bergab: Als wir vom Aachener Textilunternehmen Becker übernommen wurden, hatten wir in Glauchau noch ein paar Hundert Beschäftigte. Becker baute in St. Egidien mit Fördermitteln des Landes ein modernes Werk, in das wir 1998 einzogen und das fortan Palla Creativ GmbH hieß.

Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten noch zweihundert Menschen bei uns. Ich wurde in jenem Jahr zur Betriebsratsvorsitzenden des Werks gewählt – erledigte diese Arbeit jedoch ehrenamtlich, also neben meinem Job. Die Zahl unserer Beschäftigten stieg auf 450. Da veränderte sich die Lage auf dem Weltmarkt rapide: Billigerhersteller warfen ihre Produkte auf den Markt. 2009 musste das Werk schließen, ein paar Jahre später wurde auch das Kernunternehmen in Aachen zerschlagen.

Die IG Metall war, außer für Metaller, auch für die Beschäftigten der Textilindustrie zuständig. Als Betriebsrätin eines der größten Textilbetriebe der Region war ich 1999 in den Ortsvorstand der Gewerkschaft gewählt worden, **dort lernte ich Doris Müller kennen. Von ihr hörte ich zum ersten Mal etwas über das segensreiche Wirken der Neuen Arbeit.** Da ich in meinem Umfeld Kollegen hatte, die arbeitslos wurden und dringend Rat benötigten, begleitete ich sie oft ins Otto-Brenner-Haus. **Wer wusste schon, wie man Arbeitslosengeld beantragte oder wie man als Geringverdiener eine Aufstockung bekam?**

Die IG Metall richtete im Otto-Brenner-Haus zudem alljährlich zum Frauentag am 8. März eine Feier für ihre weiblichen Mitglieder aus. Und vor dem Weihnachtsfest übergaben wir der Neuen Arbeit Geld, das wir zuvor im Ortsvorstand, in den Delegiertenversammlungen und in den Betrieben gesammelt hatten. Der Verein organisierte davon eine Weih-



Mit großer Freude habe
 ich heute die vielköpfigen
 Mitarbeiterinnen des Vereins
 kennen gelernt, und
 möchte mit großer Über-
 zeugung sagen:
 Ihr seid klasse!
 Liebe Grüße!

Anne
 Regine
 Hildebrandt

13. Sep. 2000

Regine Hildebrandt (rechts) hatte im Jahre 2000 – kurz vor ihrem Tod – die Neue Arbeit Chemnitz besucht und sich in das Gästebuch eingetragen.

nachtsfeier mit Geschenken für hilfsbedürftige Kinder, wofür sie und ihre Eltern sehr dankbar waren.

Doris Müllers Kampfgeist lernte ich 2003 kennen, als wir gemeinsam zum Gewerkschaftstag nach Frankfurt/Main fuhren. Gastredner war Bundeskanzler Gerhard Schröder. **Auch Doris Müller trat vor den rund sechshundert Delegierten ans Mikrofon und mahnte die Gewerkschaft, sich stärker für Menschen ohne Arbeit einzusetzen: »Die Ausgrenzung Erwerbsloser lässt sich nicht durch eine schöne Papierlage ändern. Deshalb fordere ich euch auf, in den Betrieben über Ursachen und Folgen von Erwerbslosigkeit zu diskutieren. Den Vorstand bitte ich, eine gesamtgesellschaftliche Diskussion zur Zukunft der Arbeit in Gang zu setzen. Wir brauchen eine Neuverteilung der Arbeit, und wir brauchen neue Arbeitsplätze!«**



2006 wurde die Neue Arbeit Chemnitz mit dem Regine-Hildebrandt-Preis geehrt. Der Preis wurde benannt nach der 2001 verstorbenen Brandenburgischen Sozialministerin Regine Hildebrandt (SPD) – »Mutter Courage des Ostens«. Seit 2002 wird er an Personen oder gesellschaftliche Gruppen vergeben, die für Ostdeutschland und seine Menschen aktiv sind. Regine Hildebrandts Mann Jörg übergab den Preis an Doris Müller.

Kapitel 4

Bürgerinnen und Bürger als Stadtplaner



Grit Stillger

Grit Stillger, geboren 1964, Diplombauingenieurin, arbeitete ab 1987 am Stadtplanungsamt Torgau. 1994 wechselte sie ins Stadtplanungsamt Chemnitz, wo sie heute die Abteilung Stadterneuerung, Koordination Fördermittel leitet.

Der massive wirtschaftliche Strukturwandel, den unsere Stadt nach 1990 erlebte, wirkte sich immens auf den Zustand der Stadtteile aus. Während sich einige Viertel gut entwickelten, wurden andere, am Rande solcher Quartiere, zu Problemzonen. Hier entstanden Industriebrachen, viele Wohnungen standen leer, es gab immer weniger soziale und kulturelle Infrastruktur.

Als die Europäische Union 1994 das Programm URBAN auflegte, mit dem »krisenbetroffene« Stadtteile gefördert werden konnten, sah Chemnitz eine Chance. Die Stadt bewarb sich als erste in Sachsen und bekam tatsächlich den Zuschlag. Als Gebiet mit einem besonderen Bedarf wurde das Brühl-Nordviertel ausgewählt. Es ist eines der für Chemnitz typischen Gründerzeitviertel. Seine Infrastruktur war jedoch prekär, der Leerstand an Wohnungen nahm zu, Reste ehemaliger Industriebetriebe verwahrlosten.

Ich kam just in jenem Jahr vom Stadtplanungsamt Torgau in meine Geburtsstadt Chemnitz zurück. Im Amt für Stadterneuerung war ich auch mit dem URBAN-Programm befasst. Die EU verlangte, die Bürger schon bei der Planung von Projekten einzubeziehen. Heute ist die »nachhaltige« und »integrierte« Stadtentwicklung Usus, Anfang der Neunzigerjahre waren solche Konzepte neu und mussten erprobt werden.

Wie wir »Bürgerbeteiligung« in die Praxis umsetzten, mussten wir zunächst herausfinden. Wie, fragten wir uns, sollten wir mit den Menschen ins Gespräch kommen? Wie sollten wir sie animieren, an Projekten in ihrem Gebiet mitzuwirken? Wir gingen mit einer großen Offenheit in diesen Prozess und organisierten uns Unterstützung: Wir sprachen den Fachbereich Soziologie der Technischen Universität an.

Prof. Dr. Christine Weiske

Prof. Dr. Christine Weiske, geboren 1950, studierte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Philosophie und Soziologie, danach arbeitete sie an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (Stadt- und Gebietsplanung) und der Technischen Universität Dortmund (Fakultät Raumplanung). 1993 wurde sie an die Technische Universität Chemnitz berufen, wo sie am Institut für Soziologie eine Professur für Regionalforschung und Sozialplanung erhielt, die später in die Professur Soziologie des Raumes umgewidmet wurde. Seit ihrer Emeritierung 2013 ist sie weiter in mehreren Forschungszusammenhängen tätig.

Wohl und Wehe von Chemnitz hingen seit dem 19. Jahrhundert von der Industrialisierung der Wirtschaft ab. Diese prägte das Image der »Industriestadt«.

In den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts wuchs die Stadt über sich hinaus: In den Zwanzigerjahren gab es 80.000 Arbeiterinnen und Arbeiter, die Einwohnerzahl stieg auf 360.000 – heute sind es etwas weniger als 250.000. Das »Regime der Arbeit« dominierte das Leben in Chemnitz: Diese Erfahrungen drücken sich immer noch in dem oft zitierten Spruch über den Vergleich zwischen den drei sächsischen Großstädten aus, wonach in Dresden gepresst, in Leipzig gehandelt und in Chemnitz eben gearbeitet werde. Dieser Vergleich könnte sich in nächster Zeit erübrigen, wenn die Chemnitzerinnen und Chemnitzer die Chancen realisieren, die damit einhergehen, Kulturhauptstadt Europas 2025 zu werden, und neue Selbstbilder zu schaffen.

Die Stadt erlebte – durch zwei Weltkriege, den Wiederaufbau nach 1945 sowie die politische Wende 1989 – gewaltige Umbrüche, die auch in den Namensgebungen Chemnitz – Karl-Marx-Stadt – Chemnitz deutlich werden.

Nach den schweren Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg entstand eine weitgehend neue Stadt, die programmatische »sozialistische Stadt«, die 1953 in Karl-Marx-Stadt umbenannt wurde. Der Namensgeber wurde mit einem überdimensionalen Monument von Lew Kerbel im Zentrum geehrt, das auch jetzt noch zur Ikonografie der Stadt gezählt wird. Ein weiteres Symbol des Wiederaufbaus wurde das Fritz-Heckert-Gebiet, eine Plattenbausiedlung, in der um die 80.000 Menschen lebten. Die Bauherren dieser sozialistischen Stadt waren die Institutionen des Staates und der staatstragenden Partei. Transparente Verfahren, in denen die Bürger nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich eingebunden wären, sah das Baurecht als eine der Institutionen des »demokratischen Sozialismus« nicht vor. **Über die Umbrüche hinweg blieb in Chemnitz das Selbstverständnis einer Industriestadt erhalten. Die Würdigung der industriellen Arbeit, der Stolz der Werktätigen auf die Anstrengungen der Arbeit, gingen in die Mentalität der Stadtgesellschaft ein.** Doch dieses Phänomen findet sich nicht nur im Osten: Es lässt sich auch im Westen Deutschlands, etwa bei der Entwicklung von Wolfsburg als »Volkswagen-Stadt« beobachten. In Karl-Marx-Stadt wurde sozialer Fortschritt als ein Ergebnis des wissenschaftlich-technischen Fortschritts angesehen. Dieser Gedanke liegt auch der Gründung der Technischen Hochschule zugrunde, die 1963 aus der Hochschule für Maschinenbau hervorging. Sie vervollständigte den Industriestandort, die enge Bindung an die industrielle Produktion bestimmte die Inhalte von Forschung und Lehre. Von der TU kam die nächste Generation von Technikern und Ingenieuren.

Nach 1990 erlebte Chemnitz, wie die Stadt nun wieder hieß, einen tiefgehenden Transformationsprozess, eine weitgehende De-Industrialisierung, in deren Folge ein Großteil der Betriebe, die die Stadt prägten, geschlossen wurde. Die Menschen, die dort in Lohn und Brot gestanden hatten, verloren ihre Existenzgrundlage und mussten sich neu orientieren. Viele verließen die Stadt.

Als ich 1993 an die Chemnitzer Universität kam, an der sich eine Philosophische Fakultät gründete, übernahm ich Aufgaben in der Ausbildung künftiger Soziologinnen und Soziologen mit dem Schwerpunkt Regionalforschung und Sozialplanung. In der Forschung interessierten mich weiterhin die Soziologien des Alltags, die Reproduktion der Lebensenergien von Menschen, von sozialen Verbänden, Gemeinschaften, Familien. Diese Forschung orientierte sich an der Lebenspraxis in der Stadtgesellschaft. Für die Lehre war mir dieser Ansatz wichtig.

In meiner Zeit in Weimar und Dortmund hatten Studierende und Lehrende bereits in Formaten des Projektstudiums vor Ort zu konkreten Themen der Stadtentwicklung gearbeitet und gelernt, sowohl soziologische wie stadtplanerisch relevante Verfahren der Datenerhebung und -interpretation anzuwenden. Als die Stadtverwaltung Chemnitz das Institut für Soziologie der TU einlud, die Umsetzung des URBAN-Programms wissenschaftlich zu begleiten, war das ein willkommener Glücksfall. Studierende der Regionalforschung und Sozialplanung unseres Instituts und der wissenschaftliche Mitarbeiter für Planung, Jürgen Schmitt, organisierten im Brühl-Nordviertel ein Lehrforschungsprojekt, nahmen Kontakt mit seinen Bewohnerinnen und Bewohnern auf und realisierten Verfahren im Kontext des URBAN-Programms für die Förderung von Stadtteilen mit besonderem Förderungsbedarf. Wir sammelten dort nicht nur Daten, waren nicht nur Beobachtende, sondern unmittelbar im Stadtteil eingebunden, ganz im Sinne einer »Soziologie des Alltags«. Für einige der Absolventinnen und Absolventen entstand daraus ihr künftiger Beruf.

Annett Illert

Annett Illert, geboren 1975, studierte von 1996 bis 2002 Soziologie an der TU Chemnitz, wo sie danach für sieben Jahre arbeitete. Später war sie freischaffend unter anderem als Quartiers- und Stadtteilmanagerin für die Neue Arbeit Chemnitz tätig, seit 2015 ist sie dort festangestellt.

Während meines Studiums an der TU war Christine Weiske an der Fakultät für Soziologie eine meiner Professorinnen und wurde meine Mentorin, Jürgen Schmitt arbeitete als Dozent und Seminarleiter. Da die Fakultät den Anspruch vertrat, die Studierenden sehr früh mit der Praxis vertraut zu machen, sprang auch ich ins kalte Wasser: Ich nahm nicht nur an Exkursionen durch das Brühl-Nordviertel teil, sondern war wie andere Kommilitonen mit Fragebögen im Quartier unterwegs, um herauszufinden, welche Akzeptanz die bei URBAN geforderte Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger hat. Für die Stadt war das Thema Bürgerbeteiligung kurz nach der Wende noch ziemlich neu. Es stellte sich heraus, dass es nicht nur sinnvoll ist, sondern auch kreatives Potenzial entfaltet, wenn die Menschen, die von einem Projekt betroffen sind, ihre Meinung sagen dürfen. Nicht umsonst ist die Bürgerbeteiligung inzwischen bundesweit in der Baugesetzgebung verankert.

Dr. Jürgen Schmitt

Dr. Jürgen Schmitt, geboren 1966, studierte in Dortmund Raumplanung und promovierte an der TU Chemnitz im Fach Soziologie. Heute ist er Projektleiter Stadtentwicklung bei der Nassauischen Heimstätte Wohnungs- und Entwicklungsgesellschaft in Frankfurt/Main.

Auf der Suche nach einem Ort, an dem ich meine Diplomarbeit schreiben konnte, landete ich 1995 in Chemnitz. Meine Abschlussarbeit beschäftigte sich mit der Situation von

Jugendlichen im Fritz-Heckert-Gebiet, das sich vom DDR-Vorzeigequartier zu einem Gebiet mit vielen Problemen entwickelt hatte. Konkret ging es um die Umgestaltung des Außenbereichs eines Jugendclubs. **Gemeinsam mit den Jugendlichen diskutierte ich in Werkstätten, wie man einen jugendgerechten Freiraum aufbauen könne, der später zumindest in Teilen realisiert wurde. Während dieses Projekts arbeitete ich intensiv mit dem Amt für Stadterneuerung zusammen. In Chemnitz traf ich Christine Weiske wieder,** die ich an der Universität in Dortmund kennengelernt hatte und die mittlerweile auf eine Professur an der TU berufen worden war. Sie bot mir eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter an.

Als die Stadt im Zuge des URBAN-Prozesses die Universität um Unterstützung bat, bekam ich – da ich vom Projekt im Heckert-Gebiet bekannt war – das Angebot, im Brühl-Nordviertel den Prozess der Bürgerbeteiligung zu koordinieren. URBAN bot ein Experimentierfeld dafür, wie es gelingen kann, die Bürger an der Gestaltung ihrer Umgebung zu beteiligen.

Im Westen der Bundesrepublik gab es bereits eine Tradition dafür, im Laufe der Jahre hatte sich – durch Bürger vorangetrieben – die Stadtplanung allmählich demokratisiert, vielerorts waren Gremien geschaffen worden, die statt der bis dahin gängigen Planung von oben die Einbeziehung der Bewohner ermöglichten. Im Osten waren solche Prozesse noch unbekannt, Stadtplanung oblag bis 1989 allein dem Staat. **Wir luden nun Bürgerinnen und Bürger aus dem Brühl-Nordviertel ein, um mit ihnen darüber zu reden, wie sie bei Projekten in ihrem Umfeld mitwirken könnten. In den ersten Runden offenbarte sich, dass viele noch in dem alten Denkmuster verharrten, dass es der Staat oder die Stadt schon richten würden.** Als beispielsweise zunehmend kleine Läden und Geschäfte schlossen, meinten die Anwohner, die Stadt müsse dafür sorgen, dass sich neue Händler ansiedelten. Wir mussten klarmachen, dass sich die Besitzer

der Immobilien darum kümmern müssen. Es galt, die Menschen zu ermächtigen, ihre Probleme selbst in die Hand zu nehmen. Wie jedoch konnte man sie hinter dem Ofen hervorlocken? Indem wir sie nicht nur zu Veranstaltungen einluden, sondern auch ein Büro im Viertel einrichteten, um von dort aus die Kontakte in das Gebiet zu knüpfen. Als Träger für solch ein Büro kam die Neue Arbeit ins Gespräch.

Prof. Dr. Christine Weiske

Für mich war es äußerst gewinnbringend, im Sinne der Forschung über Transformationsprozesse mit einem solch kompetenten und authentischen lokalen Akteur wie der Neuen Arbeit zusammenzuarbeiten. **Der Verein nahm die politischen Energien auf, die in der Bevölkerung brodelten.** Ich habe große Achtung vor Doris Müller, der es gelang, die Neue Arbeit als Aktivposten in diese Prozesse einzubinden. Sie war als Vereinsvorsitzende in unserer Zusammenarbeit eine sehr verlässliche und offene Partnerin.

Die Neue Arbeit leistete Enormes. Statt zu jammern, nahmen die Akteure und Akteurinnen des Vereins alle Kräfte zusammen, um sich selbst und zugleich anderen Menschen zu helfen und im URBAN-Prozess Menschen zu aktivieren, sich um ihre Belange selbst zu kümmern.

Doris Müller

Sieghard Bender erzählte eines Tages, dass Chemnitz für das URBAN-Programm ausgewählt worden war und ein Teil der Fördergelder für soziale Zwecke vorgesehen sei. »Wäre das nicht etwas für euch?«, fragte er. Da wir schon seit einiger Zeit Büros in Stadtteilen betrieben, sah ich eine Chance, unseren Aktionsradius zu erweitern. Ich vereinbarte einen gemeinsamen Termin mit dem Bundestagsabgeordneten Dr. Gerald Thalheim, der uns immer wieder zur Seite stand, im Stadtplanungsamt. Wir erfuhren, dass das Brühl-Nordviertel

ausgewählt worden war und für das dort geplante Stadteilbüro ein Träger gesucht wurde.

Bis dahin hatten wir ein Beratungsbüro am Bahnhof in Hilbersdorf betrieben, nordöstlich an das Brühl-Nordviertel angrenzend, das von vielen arbeitslosen Menschen besucht wurde, die diverse Probleme zu klären hatten. Hätten wir im Brühl-Nordviertel, in dem es ebenfalls großen Bedarf gab, ein Büro, so dachte ich mir, könnten wir auch dort Beratung anbieten. **Zudem bot URBAN in Kombination mit den städtischen Geldern, die als Co-Finanzierung flossen, eine etwas sicherere Basis als in den anderen Büros, wo wir ständig um die Zukunft bangen mussten.**

Die Stadt richtete das Stadteilbüro in der Mühlenstraße ein, von dort aus sollte die Kommunikation zwischen den Bürgerinnen und Bürgern und den im Rathaus für den URBAN-Prozess zuständigen Stellen laufen. Als es 1997 eröffnete, wurden wir dessen Träger. Wolfgang Hähle und Frank Neumann, die zuvor im Büro in Hilbersdorf gearbeitet hatten, besetzten das Büro, Jürgen Schmitt, der die Bürgerbeteiligung koordinierte, führte die beiden in ihre Arbeit ein. Wolfgang Hähle wurde später der erste Gemeinwesenkoordinator in Chemnitz, heute gibt es drei solcher Stellen. Die Koordinatoren setzen sich dafür ein, dass soziale Probleme im Gebiet beseitigt oder zumindest verringert werden. Sie arbeiten eng mit lokalen Einrichtungen und Akteuren, Initiativen und Behörden zusammen, pflegen Kontakt zu Bewohnerinnen und Bewohnern und unterstützen sie darin, sich zur Verbesserung ihrer Stadtteile einzubringen.

Die ersten Besucher aus dem Brühl-Nordviertel kamen nicht vordergründig in unser Büro, weil sie sich am URBAN-Prozess beteiligen wollten, sondern weil sie Beratung in sozialen Fragen benötigten. Auf die Möglichkeit, sich mit ihren Ideen und Vorschlägen, aber auch mit ihrer Kritik an der Umgestaltung ihres Umfeldes zu beteiligen, wiesen unsere beiden Mitarbeiter sie hin. Wir brachten unsere Erfahrungen und Kontakte in diesen Prozess ein. Umgekehrt

profitierten wir von dem neuen Büro, konnten noch intensiver in der Stadtteilarbeit aktiv werden und bekamen neue Kontakte zu anderen in der sozialen Arbeit tätigen Trägern und Vereinen.

Das Büro in der Mühlenstraße war eine Übergangslösung, die Stadt plante ein Bürgerhaus, kaufte und sanierte deshalb ein Gebäude in der Müllerstraße. Dieses Haus nahm nach seiner Fertigstellung außer dem Bürgerbüro und unserem Sozialberatungsbüro mit Beraterin Christine Thiele auch einen Jugendclub sowie Unterkünfte für Obdachlose und eine Suchtberatungsstelle auf.



Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kontakt- und Informationsbüros Bürgertreff Müllerstraße: Frank Neumann, Christine Thiele, Ute Kertesi, Sonja Koch und die Gemeinwesenkoordinatorin Tatjana Schweizer (von links)

Dr. Jürgen Schmitt

In den alten Bundesländern hatte sich in vielen Städten über die Jahre ein Milieu gebildet, in dem die Bürgerschaft einer Stadt auf die Stadtplanung etwa über Medien oder Demos, zunehmend aber auch über Bürgerbeteiligungsverfahren Einfluss nahm. War ein Spielplatz kaputt, gründete sich eine Initiative, die sich dafür einsetzte, dass er instandgesetzt wurde. In der DDR war eine Einflussnahme über Skandalisierung oder Gegenöffentlichkeit kaum möglich, echten Einfluss konnten Bürger hier nur innerhalb der Organe von Staat und Partei nehmen, etwa über die Wohngebietsausschüsse der Nationalen Front. Ein Milieu, in dem öffentlich ausgehandelt wurde, was zu tun war, musste im Osten noch wachsen.

In Chemnitz trafen während der Bürgerbeteiligung im URBAN-Programm unter anderem zwei Gruppen aufeinander, die bis dahin nichts miteinander zu tun gehabt hatten: Aktivisten aus der Dissidentenbewegung der früheren DDR und Vertreter der ehemaligen Nationalen Front, die unter der Regie der SED Aktivitäten in den Wohngebieten organisiert und mit den lokalen Gremien zusammengearbeitet hatten. Die beiden Gruppen mussten sich einander annähern, was auch gelang – letztendlich verband beide Gruppen eine kritische Sicht auf das neue System. Eine Freundschaft wurde daraus freilich nicht.

Auffällig war in den Debatten über Projekte im Brühl-Nordviertel, dass das Thema Gerechtigkeit sehr oft in den Vordergrund rückte und – etwa bei Nutzungskonzepten für öffentliche Flächen und Plätze – gefordert wurde, sozial schwache Gruppen in den Fokus zu nehmen. Das Phänomen, vor allem das persönliche Interesse an einer bestimmten Gestaltung zu betonen – nicht zuletzt auch als »Verhandlungsmasse« in einem öffentlich ausgetragenen Abwägungsprozess – war weniger stark ausgeprägt als im Westen.

Für die IG Metall, unter deren Dach die Neue Arbeit zu diesem Zeitpunkt noch tätig war, ergaben sich durch die Stadtteilbüros neue Perspektiven.

Klassische Gewerkschaftsarbeit war an Betriebe gebunden. Durch die hohe Arbeitslosigkeit saßen jedoch viele ehemalige Beschäftigte zuhause, die Gewerkschaft musste einen Weg finden, um sie zu erreichen. Die Neue Arbeit hatte durch ihre Stadtteilbüros Erfahrung in der Arbeit vor Ort, im URBAN-Prozess wurden diese Kontakte noch intensiver. Die Gewerkschaft bekam so Zugang zu einer Klientel, die ihr sonst womöglich verlorengegangen wäre.

Insofern ergab sich eine fruchtbare Zusammenarbeit. Ich konnte Erfahrungen aus Westdeutschland einbringen und über die TU eine wissenschaftliche Begleitung der Prozesse. Die Kollegen und Kolleginnen der Neuen Arbeit wiederum brachten ihre Erfahrung mit: Sie kannten die Situation, die Sorgen und die Enttäuschung vieler Menschen nach der Wende. Sie überführten die Ansätze aus Westdeutschland in den lokalen Kontext und fanden die richtigen Formen der Ansprache.

Ziel sozialer Arbeit ist, sich selbst überflüssig zu machen. Dieses Ziel erreichte ich im Brühl-Nordviertel. Ich war zwar der Koordinator der Bürgerbeteiligung, doch Wolfgang Hähle und Frank Neumann übernahmen mehr und mehr solcher Aufgaben. Als ich schließlich nach sechs Jahren Chemnitz verließ, hatte das Stadtteilbüro der Neuen Arbeit das Quartiersmanagement gut im Griff.

Grit Stillger

Wenn in den URBAN-Richtlinien »integrierte« Konzepte gefordert waren, dann bedeutete das, nicht nur Gebäude oder Plätze umzugestalten. Stattdessen sollten »Multiproblemlagen« in den Blick genommen werden: Auch die lokale Wirtschaft und soziale Belange der Menschen, die im Quartier leben, sollten positive Impulse bekommen.

Was das konkret bedeuten konnte, zeigte sich, als wir über die Umgestaltung des Zöllnerplatzes – eines der URBAN-Projekte – diskutierten. Wie kann man den Platz

einerseits so gestalten, dass er wieder zu einem Treffpunkt für die Anwohner wird? Was kann man tun, damit es keine unsicheren Winkel mehr gibt? Solche Fragen diskutierten wir mit den Bürgern. **Zu den Menschen, die wir in die Suche nach Antworten einbezogen, gehörten außer denen, die im Umfeld wohnten, auch die Trinker, die sich tagtäglich auf dem Platz trafen.** Wir durften sie nicht ausgrenzen. Aus dem Zöllnerplatz mit einer neu gestalteten Parkanlage wurde so wieder ein Ort, den die Anwohnerinnen und Anwohner gern aufsuchen.

Eine der problematischen Industriebrachen im Brühl-Nordviertel war das Gelände des ehemaligen VEB Webstuhlbau Karl-Marx-Stadt mit einst 1.700 Beschäftigten. Nach der Wende wurde die Belegschaft um die Hälfte reduziert. Die Treuhand verkaufte das Unternehmen, es kam zu mehreren Besitzerwechseln mit den entsprechenden Turbulenzen für die Beschäftigten. Am Ende wurde nur noch ein kleiner Teil des Betriebs für die Produktion benötigt, etwa zwei Drittel der Fläche blieben ungenutzt. Daraus entstand ein Projekt im URBAN-Programm. EU-Gelder ermöglichten die Anschubfinanzierung, um den architektonisch interessanten und denkmalgeschützten Teil des Komplexes zu sanieren und Räume für Dienstleister, klein- und mittelständische Unternehmen, aber auch für die Kultur zu schaffen. Das war der Grundstein für die »Schönherr Kulturfabrik«, im Jahre 2000 wurde ein erster Teil eröffnet. Heute bietet sie neben Räumen für Kulturschaffende auch Arbeitsplätze in kleinen Unternehmen.

Prof. Dr. Christine Weiske

Wie Stadterneuerung ohne Förderprogramme »von unten« funktionieren kann, zeigten einige Jahre später Studierende, Lehrlinge und arbeitslose Jugendliche. Nachdem sie ein von ihnen besetztes Haus räumen mussten, kamen sie 2007 im ehemaligen Chemnitzer Kinderkaufhaus aus den 1950er-Jah-

ren unter, an der Reitbahnstraße unweit des Universitätsgeländes. Sie wollten dort nicht nur gemeinsam wohnen und arbeiten, sondern auch eine Fahrradwerkstatt, eine öffentliche Kantine, Coworking Spaces und verschiedene Kultur-Events organisieren.

Ich interessierte mich brennend für diese Initiative, die in Fachkreisen viel Aufmerksamkeit erregte, war sie doch ein exemplarischer Fall für die kulturelle Entwicklung der Stadt von unten. Anders als bei ähnlichen Projekten in Berlin oder Hamburg, wo die Verknappung von Wohnraum der Auslöser für Hausbesetzungen war, wollten die Initiatoren des Projekts Abwanderung, Überalterung, Geburtenrückgang und Leerständen etwas entgegensetzen, indem sie ihren Lebens-Ort attraktiver gestalteten. Auf die Phase der Besetzung folgte eine durch die Stadtverwaltung legalisierte Projektentwicklung, die mit den Initiatoren des »Experimentellen Karrees«, kurz ExKa genannt, einen Nutzungsvertrag abschloss. Ein integriertes Planungsverfahren kam in Gang. Doch 2010 wurde der Nutzungsvertrag nicht verlängert. Damit scheiterte das ExKa. Ich hoffe, dass die Ideen und Ziele der Initiative zehn Jahre später in das Bid Book zur Kulturstadtbewerbung eingegangen sind, sodass das Scheitern nicht vergeblich war.

Annett Illert

URBAN hatte für das Brühl-Nordviertel viele positive Effekte. Doch es gab noch diverse andere Gebiete in Chemnitz, in denen dringend etwas getan werden musste. Die Bundesregierung legte 1999 gemeinsam mit den Ländern das Programm Soziale Stadt auf, mit dem problematische Stadtteile gefördert wurden. Chemnitz bewarb sich und wurde mit dem Gebiet Stadteingang Limbacher Straße/Hartmannstraße/Leipziger Straße aufgenommen, das in den Stadtteilen Kaßberg, Schlosschemnitz und Altendorf liegt. Die Kerne der Quartiere in diesem Areal hatten sich positiv entwickelt, an den Rändern jedoch gab es viele Probleme: Industriebra-

chen und kaputte Straßen bestimmten vielerorts das Stadtbild, der Leerstand bei Wohnungen betrug um die dreißig Prozent. Die Fördergelder sollten genutzt werden, um solche Probleme anzugehen.

Da die Stadt bei URBAN gute Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit der Universität gesammelt hatte, wurde sie erneut mit der wissenschaftlichen Begleitung beauftragt. Die TU hatte inzwischen einen Verein – die Sozialwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft – gegründet, um unabhängiger vom starren Universitätsbetrieb agieren zu können. **Ich wurde – noch als Studentin – Quartiermanagerin und eröffnete mit der Neuen Arbeit als Träger das Bürgerbüro in der Leipziger Straße 3. In diesem Büro gründete sich im Jahre 2004 der eigenständige Verein Neue Arbeit Chemnitz.**

Das »Netzwerken« ist seither meine Aufgabe als Stadtteilmanagerin, ich bringe Bürger und Mitarbeiter der Stadtverwaltung oder sozialer Träger zusammen, damit sie gemeinsam beraten, welche Projekte man initiieren könnte, um die Lebensqualität in dem Gebiet zu verbessern.

Das Bürgerbüro wuchs, Ende 2006 konnte ein Bürgerzentrum aufgebaut werden. Seither ist die Leipziger Straße 39 eine zentrale Anlaufstelle.

Doris Müller

Unsere Partnerstadt Mulhouse war ebenfalls durch URBAN gefördert worden, deshalb fand ein Erfahrungsaustausch in Frankreich statt. Auch die Neue Arbeit durfte dabei sein. Auf der Reise sprach mich Grit Stillger an: »Können Sie sich vorstellen, solch ein Bürgerbüro wie das am Brühl auch in der Leipziger Straße zu übernehmen?« Dieses Mal, so ergänzte sie, würden Bund und Land im Förderprogramm »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die Soziale Stadt« Geld zur Verfügung stellen. Ich überlegte nicht lange und sagte zu. In Zusammenarbeit mit der TU, die das Programm »Soziale Stadt« begleitete, mit unseren Erfahrungen aus dem

URBAN-Prozess sowie den Anregungen aus Mulhouse sah ich für uns eine Chance, arbeitslose Menschen in dem neuen Fördergebiet zu helfen. Das Büro in der Leipziger Straße wurde ein wichtiger Anlaufpunkt. Als wir unser Sozialberatungsbüro in der Lassallestraße auflösen mussten, wurde es ebenfalls dorthin verlegt.

Katrin Stützer

Katrin Stützer, geboren 1979, studierte an der TU Chemnitz Soziologie und war während des Studiums ehrenamtlich bei der Neuen Arbeit tätig. Ab 2006 arbeitete sie als Sozialberaterin, inzwischen ist sie für Personal und Finanzen zuständig und Zweite Vorsitzende des Vereins Neue Arbeit Chemnitz.

Ich studierte ab 2003 Soziologie an der TU. Als im Vertiefungsfach Stadt- und Regionalplanung ein Praktikum anstand, bewarb ich mich im Bürgerbüro der Neuen Arbeit, damals noch in der Leipziger Straße 3. Das Fach Soziologie ist bisweilen etwas theoretisch angelegt, ich wollte jedoch auch praktische Erfahrungen sammeln, Theorie und Praxis verbinden.

Mit anderen Studierenden arbeitete ich an einer Sozialraumanalyse mit. Wir klingelten an Haustüren in Schlosschemnitz, Kaßberg und Altendorf und fragten die Bewohnerinnen und Bewohner unter anderem, wie viele Kinder sie hatten und wie groß ihre Wohnungen waren. Diese Informationen dienten dazu, im Förderprogramm »Soziale Stadt« eine Datenbasis für Projekte zu schaffen.

Bevor beispielsweise die Umgestaltung des Konkordia-parks für Jugendliche begonnen wurde, war es sinnvoll zu erkunden, wie viele Kinder und Jugendliche in der Umgebung wohnten und ob solch ein Projekt angenommen werden würde.

Die künftigen Nutzerinnen und Nutzer wurden gefragt, wie sie sich den Platz vorstellten. Es zeigte sich, dass sol-

che Projekte viel mehr Akzeptanz bekommen, wenn die Bürger von Anfang an eingebunden werden. So gab es weniger Vandalismus.

Ich blieb nach der Sozialraumanalyse in dem Bürgerbüro in der Leipziger Straße »hängen«, war als Studentin weiter für die Neue Arbeit tätig. In dem Büro traf sich eine Gruppe von Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion, um die ich mich kümmerte. Als Gelder aus dem Programm Lokales Kapital für Soziale Zwecke in Aussicht standen, bewarben wir uns mit einem Integrationsprojekt für die Frauen, die zum Deutschunterricht in das Beratungsbüro kamen. Sie sollten nicht nur die Sprache lernen, sondern auch Chemnitz und die Umgebung der Stadt kennenlernen. Außerdem wollten wir uns gemeinsam mit den Lebensgeschichten der Frauen beschäftigen, einige gehörten zur Gruppe der Aussiedler, andere hatten einen jüdischen Background. Aus ihren Biografien und Fotos wurde eine Dokumentation erarbeitet und später eine kleine Ausstellung gestaltet.

Annett Illert

Das Gebiet um den Konkordiapark war arg heruntergekommen, verfallene und leerstehende Häuser und Gewerbeanlagen prägten das Bild, auf den Freiflächen wucherte Unkraut. In der Debatte, was aus dem Gebiet werden sollte, wurde vorgeschlagen, etwas für Jugendliche zu entwickeln. Doch was? Als Quartiersmanagerin regte ich an, die Jugendlichen selbst zu fragen. Schüler aus den sechsten bis achten Klassen einer Mittelschule konnten bei Projekttagen zum Thema »Wie stelle ich mir mein Wohnumfeld vor?« ihre Ideen äußern. Diese wurden an die Gremien weitergegeben, die über die Verwendung der Gelder aus dem Programm »Soziale Stadt« entschieden. Im ersten Schritt entstand eine Skateranlage. Die Stadt kaufte nach und nach die umliegenden, noch ungenutzten Flächen. So kamen über die Jahre weitere Areale für andere Sportarten hinzu: eine Basketballanlage,



Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Neuen Arbeit am Bürgerzentrum Leipziger Straße (v. l.): Charlie Worschech, Philipp Weinhold, Petra Hennig, Daniel Schuster, Annett Illert, Tatjana Iljasch

Kletterfelsen, eine Parkour-Anlage, ein Bolzplatz und eine BMX-Anlage. Auch bei der Erweiterung der Anlage wurden Vorschläge der Jugendlichen berücksichtigt.

Nachdem ich das Studium und meine Tätigkeit an der TU beendet hatte, war ich ein paar Jahre freischaffend, aber stets in Kooperation mit der Neuen Arbeit Chemnitz im Bürgerzentrum in der Leipziger Straße 39 tätig, seit 2015 bin ich feste Mitarbeiterin und konnte als Quartiersmanagerin Projekte initiieren, die als Vorbild für andere Stadtteile dienten.

In Chemnitz leben viele Menschen mit migrantischem Hintergrund, etwa zehn Prozent der Bevölkerung. Viele kommen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Ihre Integrati-

on wurde für mich als Stadtteilmanagerin ein wichtiges Arbeitsfeld. Ein erfolgreiches Projekt ist unser Interkultureller Garten im Stadtteil Kaßberg. Die Bürger hatten diskutiert, was mit der Brachfläche geschehen soll. Ein Parkplatz? Eine Grünfläche? Oder Gärten, in denen Menschen miteinander arbeiten, sich erholen und in Kontakt kommen? Diese Idee wurde umgesetzt. Kleine Parzellen wurden an Gartenliebhaber – vor allem Migranten – verpachtet. Heute ist die einstige Brache eine grüne Oase in der Stadt, die auch von Kindergärten und Schulen besucht und von einem eigens dafür gegründeten Verein unterhalten wird.

Wir beschäftigen im Bürgerzentrum inzwischen eine von der Stadt und vom Freistaat Sachsen finanzierte Integrationslotsin, die Bewohnerinnen und Bewohner mit Migrationshintergrund zu Ämtern, ins Krankenhaus oder zum Arzt begleitet, Veranstaltungen organisiert und Beratung anbietet.

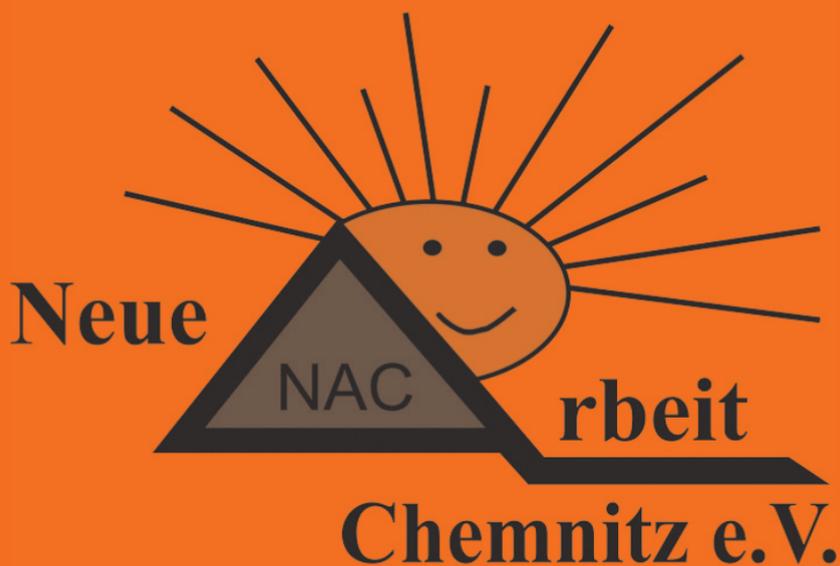
Grit Stillger

Dass die Bürger selbst wissen, was in ihrer Umgebung wichtig ist, zeigt sich am »Bürgerbudget«, das wir heute in allen Chemnitzer Stadtteilen praktizieren. Ab dem Jahr 2000 hatten wir im Programm »Soziale Stadt« erprobt, wie wir mit einem Verfügungsfonds aus Städtebaufördermitteln Bürgerprojekte anregen können. Wir überließen den Menschen ein Budget, mit dem sie kleinere Vorhaben in ihrem Umfeld selbst finanzieren konnten – etwa ein Stadtteilstoff oder Bänke für einen öffentlichen Platz.

Heute schließen sich Bürger auf Plattformen wie der »Bürgerplattform Chemnitz Mitte-West« zusammen und denken gemeinsam darüber nach, wie ihr Budget verwendet werden kann. Die Stadt stellt – jetzt unabhängig von Förderprogrammen – das »Bürgerbudget« aus dem kommunalen Haushalt bereit.

Kapitel 5

Neue und vielfältigere Arbeit



Katrin Stützer

2005 beendete ich mein Studium. Wie sollte es nun weitergehen? Mich interessierte die soziale Arbeit, die ich während meines Praktikums bei der Neuen Arbeit kennengelernt hatte, das schien etwas Greifbares zu sein. Als Margitta Meißner 2006 in Rente ging und im Büro in der Albert-Köhler-Straße die Stelle einer Sozialberaterin frei wurde, stieg ich ein. Ich musste mich von Grund auf in die Beratung einarbeiten. Zum Glück blieb Margitta Meißner als ehrenamtliche Mitarbeiterin und lernte mich an.

Als der Verein seinen neuen Standort in der Hainstraße bezog, wurde auch mein Arbeitsplatz dorthin verlegt. Das neue Domizil der Neuen Arbeit befindet sich im Stadtteil Sonnenberg, ein traditionelles Arbeiterquartier, das sich nach 1989 leider mehr und mehr zu einem sogenannten Problemviertel entwickelte. Die Stadt versuchte und versucht mit Städtebauförderprogrammen und Entwicklungskonzepten das Image des Stadtteils aufzuwerten und ihn als Wohnquartier attraktiver zu gestalten. Wir als Verein, der sich über Projekte finanziert, beteiligten uns ebenfalls an der Umsetzung verschiedener Programme.

Es gelang uns beispielsweise, über den Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) Projektmittel zu akquirieren, mit denen wir das Otto-Brenner-Haus im Stadtteil aufwerten konnten. Zwischen 2008 und 2011 vernetzten wir die Vereine, die in unserem Haus Räume nutzten und erweiterten unsere Bildungs- und Kulturangebote für die Menschen am Sonnenberg – unter anderem entstand eine kleine Stadtteilgalerie, in der die Teilnehmer von Kreativkursen ihre Werke zeigen können.

Ich koordinierte Projekte, kümmerte mich um die Abrechnung und arbeitete mit Karin Kober zusammen, die im Verein für die Finanzen zuständig war. Als sie 2009 plötzlich schwer erkrankte, übernahm ich von heute auf morgen ihre Stelle. Es wurde ein strapaziöses Jahr. Über Nacht musste ich mich in alle Finanzangelegenheiten einarbeiten. Die Verantwortung,



*Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Otto-Brenner-Hauses:
Stehend (v. l.): Liane Schönherr, Nico Rudolph, Heike Klaus,
Katrin Stützer, Günter Riedel. Sitzend (v. l.): Rita Schneider,
Viola Metzner, Antje Büge, Romy Adam, Eike Neubert*

die ich gegenüber meinen Kolleginnen und Kollegen verspürte, war enorm. Denn nur wenn ich Projekte rechtzeitig und gewissenhaft abrechnete, erhielt der Verein auch die Fördermittel und damit die Mitarbeiter ihr Gehalt.

Die Sozialberatung trat für mich mehr und mehr in den Hintergrund. Heute laufen bei mir die Fäden in Sachen Finanzen und für alle Projekte zusammen. Ich übernehme lediglich die Erstberatung, wenn sich Hilfesuchende telefonisch bei uns melden. Ansonsten koordiniere ich die etwa dreißig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in den fünf Büros der Neuen Arbeit tätig sind – und das in vielen verschiedenen Arbeitsfeldern.

SELfMADe macht Mut

Dr. Angelika Walther

Dr. Angelika Walther, geboren 1956, arbeitete nach ihrem Pädagogikstudium an der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt als Dozentin. Seit 1992 ist sie für einen privaten Bildungsträger tätig und kam so zum Projekt SELfMADe bei der Neuen Arbeit.

Im Jahr 2017 probte im Otto-Brenner-Haus eine ungewöhnliche Theatergruppe: Arbeitssuchende studierten das Stück »CLAVIGO« ein und bauten sich selbst die Bühnenkulisse, in der sie auftreten wollten. Das Projekt sollte Menschen ohne Arbeit neues Selbstbewusstsein verleihen und sie motivieren, nicht aufzugeben, ihre eigenen Fähigkeiten



Gitarrenkurs im Projekt SELfMADe: Kursleiter Tino Zemke und Ralf Mörchel, Michael Kämpfe, Sonja Hausschild (v. l.)

zu erkennen und an sie zu glauben. Als Persönlichkeitstrainerin und Dozentin der ibis nova GmbH übernahm ich die sozialpädagogische Betreuung der Schauspielertruppe. Von den anfangs 17 Frauen und Männern blieben neun übrig, die im Otto-Brenner-Haus probten, sich als Gruppe fanden und Selbstvertrauen entwickelten.

Im Flur des Hauses entdeckte ich den Spruch: »Auch wer nichts verdient, verdient Respekt!« Das Motto imponierte mir. Und mir gefiel, dass im Otto-Brenner Haus stets eine angenehme Arbeitsatmosphäre herrschte. Egal wer vor der Tür stand, jeder wurde herzlich empfangen und mit Respekt behandelt.

Eines Tages fragte mich Doris Müller: »Wir haben ein neues Projekt, wollen Sie mitarbeiten?« Über zwei Jahre, so erfuhr ich, sollte das – mit Geldern aus dem Europäischen Sozialfond finanzierte – Projekt SELfMADe laufen. Es sollte Langzeitarbeitslosen – in Gruppen und individuell – Selbstwertgefühl vermitteln und sie motivieren, sich Arbeit zu suchen. Ich übernahm im Rahmen meiner Selbstständigkeit das Einzelcoaching.

Menschen im Alter von dreißig bis fünfzig Jahren kommen seither ein bis zwei Mal pro Woche zu Gesprächen, wenn sie Bedarf sehen auch öfter. Wir reflektieren gemeinsam ihre aktuelle Lebenssituation, versuchen Lösungen für Probleme zu finden. Ängste zu überwinden, Hilfe einzufordern und zu sich selbst zu stehen, sind Aspekte, an denen wir gemeinsam arbeiten. Der respektvolle Umgang ist dabei sehr wichtig. Wer in der Schuldenfalle sitzt, dem schlage ich vor, eine professionelle Beratung in Anspruch zu nehmen oder ein Haushaltsbuch zu führen. Es benötigt viel Einfühlungsvermögen und Vertrauen von beiden Seiten, das Gute in jedem Einzelnen zu sehen.

Bild links: Das Plakat im Treppenhaus des Otto-Brenner-Hauses ist ein Geschenk von Iris Billich von der Außerbetrieblichen Gewerkschaftsarbeit der IG Metall.



SELfMADe-Sommerferienkurs 2019: Gestaltung von Insektenhotels und Blumenkästen aus Dosen und Tetrapacks mit Betreuerin Eike Neubert (rechts)

Ein Ziel ist, dass sich die Menschen öffnen und ehrlich zu sich selbst sind, ihre eigene Leistungsfähigkeit realistisch einschätzen, Defizite erkennen und überlegen, wie sie diese abbauen oder Unterstützung finden können.

Mir ist wichtig, dass die Menschen, die ich betreue, selbst zu Erkenntnissen kommen und ich ihnen nichts aufdränge. Ist jemand noch nicht in der Lage, einen von mir vorgeschlagenen Schritt zu gehen, ist das in Ordnung. Für mich ist es ein Erfolg, wenn jemand mehrmals zu Gesprächen kommt und lächelnd in der Tür steht. Oder wenn jemand so viel Vertrauen entwickelt, dass er mir die Kontoauszüge zeigt, von familiären Schwierigkeiten erzählt oder wir über Verletzungen sprechen.

Franziska Engelmann

Franziska Engelmann, geboren 1987, studierte Soziologie an der TU Chemnitz. Seit 2019 leitet sie das Projekt SELfMADE.

Ich hatte 2009, während meines Soziologiestudiums an der TU, erstmals Kontakt zum Verein Neue Arbeit Chemnitz. Während eines Praktikums im Bürgerzentrum in der Leipziger Straße fertigte ich eine Sozialraumanalyse im Stadtteil an: Bewohner des Gebietes wurden befragt, wie zufrieden sie mit ihren Wohnbedingungen sind.

Rund zehn Jahre später bekam ich eine Stelle als Sozialberaterin bei der Neuen Arbeit. Seit Anfang 2019 leite ich außerdem das Projekt SELfMADE. Es möchte **S**elbstvertrauen, **E**igeninitiative und **L**eistung fördern sowie **M**ut, **A**chtung und **D**urchblick erreichen – so kam das Projekt zu seinem Namen. Unsere Zielgruppe sind Langzeitarbeitslose im Alter von 25 bis 65 Jahren, die im ESF-Fördergebiet Chemnitz Innenstadt wohnen, das auch den Sonnenberg und einige Straßenzüge anderer Stadtteile umfasst. Finanziert wird das Projekt durch die Europäische Union, den Freistaat Sachsen und die Stadt Chemnitz, die Gelder über das Förderprogramm »Nachhaltige soziale Stadtentwicklung« des Europäischen Sozialfonds (ESF) zur Verfügung stellt. Ursprünglich war SELfMADE auf drei Jahre angelegt, es wurde aber auf zwei Jahre verkürzt und sollte 2020 auslaufen. Aufgrund der vielen im Zuge der Corona-Pandemie ausgefallenen Veranstaltungen wurden jedoch Fördergelder eingespart, sodass das Projekt noch einige Monate fortgeführt werden kann – voraussichtlich bis Sommer 2021 dürfen wir weiter tätig sein.

Bei SELfMADE geht es nicht in erster Linie darum, Menschen in Arbeit zu bringen. Das Ziel ist vielmehr, zunächst die Beschäftigungsfähigkeit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu verbessern, sie zu ermutigen und zu fördern – über Sprach-, Computer-, Sport- und Kreativkurse sowie Vorträge und Exkursionen. Wichtiger Teil des Projekts ist ein persönliches Coaching – etwa zur Problem- und Stressbewältigung.

Diese Angebote sollen das Selbstwertgefühl der Arbeitslosen stärken und ihnen helfen, berufliche Perspektiven zu entwickeln sowie am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

Doris Müller

SELfMADe führt uns vor Augen, dass Menschen kaputt zu gehen drohen, wenn sie lange keine Arbeit haben und sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen. Schon wer nur kurze Zeit an einem Coaching teilnimmt, blüht auf, hat wieder Freude am Leben. Ich finde es schade, dass das Projekt nur auf einen kleinen Teil der Stadt beschränkt ist. Doch wir schließen niemanden aus. Wer nicht aus dem Fördergebiet kommt, aber trotzdem an unseren Veranstaltungen teilnehmen will, darf das tun.

Franziska Engelmann

Wer arbeitslos geworden ist und sehr lange keinen neuen Job findet, verkriecht sich oft in ein Schneckenhaus, resigniert, wird mitunter depressiv, hat kaum noch Vertrauen in sich und seine Fähigkeiten, schätzt nicht mehr, was er oder sie bisher im Leben erreicht hat. Deshalb müssen wir mit vielen unserer Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr behutsam umgehen.

Über Stadtteilzeitungen, im Internet oder in Beratungsgesprächen werben wir für SELfMADe. Jede und jeder kann selbst entscheiden, wie lange sie oder er beim Projekt bleiben möchte. Einige besuchen regelmäßig drei bis vier Mal pro Woche, über Monate hinweg, unsere Kurse, andere nehmen nur an einzelnen Veranstaltungen teil.

Der erste Schritt unserer Arbeit ist, Vertrauen zu den Menschen aufzubauen – ein Prozess, der sich oft über Wochen hinzieht. Viele Arbeitslose haben schlechte Erfahrungen mit Behörden und dem Jobcenter gemacht. Dort wird oft Druck ausgeübt, damit sie sich auf Stellen

bewerben, die oft nicht ihren Interessen oder ihren Fähigkeiten entsprechen.

SELfMADe ist kostenfrei und freiwillig. Kleine Gruppen von etwa zehn Teilnehmern und Teilnehmerinnen fertigen Handarbeiten an oder nutzen andere Kreativangebote. Sie lernen, wie man Bewerbungen schreibt und Powerpoint-Präsentationen erstellt, können Yoga- und Sprachkurse belegen oder erhalten Gitarrenunterricht. In den Gruppen lernen sie Menschen kennen, die in einer ähnlichen Situation sind; sie erfahren, dass sie mit ihrem Schicksal nicht allein sind. Wir vermitteln Praktika oder Stellen im Bundesfreiwilligendienst, wo sie Erfahrungen sammeln können, die denen im Arbeitsleben ähneln.

Die zweijährige Projektlaufzeit ist leider zu kurz, um viel auszurichten. Das Gros der Arbeitslosen ist schon viele Jahre ohne feste Arbeit, hat resigniert, ist deprimiert. Diese Menschen brauchen lange, ehe sie Vertrauen zu uns aufbauen und die Chancen nutzen, die wir ihnen bieten. Ich hoffe, dass es mit SELfMADe langfristig weitergeht. Interessenten können jederzeit einsteigen und die verbleibende Projektlaufzeit nutzen, um an Veranstaltungen und Kursen teilzunehmen.

Romy Adam

Romy Adam, geboren 1974, studierte Betriebswirtschaftslehre und arbeitete danach als freiberufliche Dozentin für Englisch. Seit 2012 ist sie bei der Neuen Arbeit tätig – unter anderem für das Projekt SELfMADe.

Um mich in einer schwierigen Situation beraten zu lassen, wandte ich mich einst an die Neue Arbeit Chemnitz. Dort erhielt ich nicht nur Hilfe, sondern auch die Gelegenheit, den Bundesfreiwilligendienst zu leisten. Ich arbeitete im Computerraum, bereitete Veranstaltungen wie die Kinderweihnachtsfeier vor, betreute die Dozentinnen und Dozenten unserer PC-Kurse, erteilte Bewerbungshilfe, verfasste mit



Die Samen der Sonnenblumen aus dem SELfMADE-Garten werden verpackt – hier von Teilnehmer Ralf Mörchel – und an Besucher des Otto-Brenner-Hauses verschenkt.

Betroffenen die vom Jobcenter geforderten Bewerbungen und stellte die nötigen Unterlagen zusammen. Gelang den Bewerberinnen und Bewerbern ein Wiedereinstieg ins Berufsleben, war das auch für uns ein Erfolg.

Als Katrin Stützer schwanger wurde und ihre Stelle besetzt werden musste, sprang ich ein. Gemeinsam mit Karin Kober übernahm ich die Buchhaltung und die Verwaltung der Finanzen sowie die allgemeine Organisation. Später kam die Sozialberatung hinzu. Weil ich selbst Hilfe erfahren hatte, kann ich mich heute als Beraterin bei der Neuen Arbeit gut in Menschen hineinversetzen, die Unterstützung suchen. Die Gäste des Otto-Brenner-Hauses sind zumeist authentisch, was die Zusammenarbeit sehr angenehm gestaltet.

Seit rund fünf Jahren leite ich im Otto-Brenner-Haus einen



Im SELfMADE-Garten am Otto-Brenner-Haus werden auch Sonnenblumen angebaut.

Deutschkurs für Migrantinnen. Er ist für Mütter gedacht, die nicht an gewöhnlichen Sprachkursen teilnehmen können. Ihre Kinder werden während des Unterrichts bei uns im Haus betreut. Im Kurs wird nicht nur Deutsch vermittelt, die Frauen kochen oder nähen auch gemeinsam und lernen bei Ausflügen die Stadt kennen. Ab und zu gelingt es, dass die Sprachkurs-Teilnehmerinnen Angebote aus unserem SELfMADE-Projekt nutzen, in dem ich ebenfalls mitarbeite.

Ich bin vorwiegend für die Inhalte der Veranstaltungen zuständig, entwickle Ideen für Kurse und Sorge dafür, dass wir SELfMADE mit anderen Projekten der Neuen Arbeit vernetzen. SELfMADE ermöglicht eine intensive Betreuung der Hilfesuchenden. Unter Berücksichtigung ihrer Vorgeschichte und ihrer Begabungen finden wir individuelle Lösungswege.

So begannen wir mit einem Teilnehmer, der individuell betreut werden muss, im Hinterhofgarten verschiedene Pflanzen anzubauen und einen Kräutergarten anzulegen. Er pflegt, erntet und verarbeitet Pflanzen unter unserer Anleitung und ist mit großem Engagement im Garten. Hier findet er Sinn und Inhalt für sein Leben.

Pflegebegleiter erleichtern den Alltag

Doris Müller

Johann (Bill) Blatzheim, der im Auftrag der IG Metall in den ersten zwei Jahren die Ausbildung der Sozialberater bei der Neuen Arbeit geleitet und die Neue Arbeit Sachsen mitgegründet hatte, sprach mich eines Tages mit einer Idee an: Seine Frau arbeite ehrenamtlich als Pflegebegleiterin für Familien, die Demenzkranke zu Hause betreuen. Das könnte zu uns passen!, sagte ich mir. Doch solche Begleiter mussten ausgebildet werden – und dazu benötigt man Geld.

Gemeinsam mit Blatzheim besuchte ich das Sozialamt, in der Hoffnung, dass uns die Stadt bei einem solchen Vorhaben unterstützen würde. Sie sah jedoch keinen Bedarf und lehnte ab. Die Arbeitsagentur, die wir ebenfalls ansprachen, war der Meinung, es gäbe keine Arbeitslosen, die sich für diese Tätigkeit interessieren würden. Ich war dagegen überzeugt, dass das vor allem für Frauen eine neue Herausforderung sein könnte.

Blatzheim schlug vor, es bei der Otto-Brenner-Stiftung zu versuchen. Dort trafen wir auf offene Ohren: Die Stiftung war bereit, die Ausbildung von Pflegebegleitern als Pilotprojekt zu finanzieren. In Zeitungen veröffentlichten wir einen Aufruf für Interessierte an dieser ehrenamtlichen Tätigkeit, die mit einer Aufwandsentschädigung vergütet werden sollte. Das

Echo war gewaltig: Es meldeten sich um die hundert Interessentinnen und Interessenten, von denen fünfzig geeignete übrigblieben. Sie wurden in zwei Klassen aufgeteilt, die erste absolvierte ihre Ausbildung sofort bei qualifizierten Dozenten im Otto-Brenner-Haus. Auf dem Programm stand auch ein Praktikum in Pflegeheimen.

Die Pflegekassen hatten inzwischen signalisiert, dass sie den Heimen die Leistungen der Pflegebegleiter finanzieren würden. So fanden viele von ihnen kurz nach dem Abschluss ihrer Ausbildung Stellen in einer Pflegeeinrichtung.

Wir entschieden, nun auch die zweite Klasse auszubilden, und konnten die Otto-Brenner-Stiftung wieder als Finanzier gewinnen. Aus dem Projekt entstand eine weitere Idee: ein »Tagestreff« im Otto-Brenner-Haus, in dem Demenzkranke für drei bis vier Stunden betreut werden, sodass sich ihre Angehörigen in dieser Zeit um andere Dinge kümmern können. Das Angebot fand starken Zuspruch, doch viele Angehörige wünschten sich, die Pflegebedürftigen statt nur für ein paar Stunden an einem Tag mehrmals pro Woche und für einen längere Zeit in unsere Obhut zu geben.

So entstand das »Haus Sonne«, in dem zwölf Menschen mit Demenz betreut werden. Da wir zusätzlich zu den Pflegebegleitern Fachpersonal benötigten, stellten wir eine Pflegedienstleiterin und eine Altenpflegerin ein. Auf Dauer belastete das die beiden Mitarbeiterinnen immens, denn bei Urlaub oder Krankheit hatten wir keine Vertretung. Wir wandten uns an die Arbeiterwohlfahrt (AWO), die bereits eine Tagespflegeeinrichtung betrieb und noch eine zweite suchte. Ende 2018 übernahm die AWO das »Haus Sonne«, das weiter im Otto-Brenner-Haus untergebracht und eine gute Ergänzung für unsere Angebote ist.

Pflegebegleiterinnen und Pflegebegleiter – derzeit 17 an der Zahl – sind weiter in unserem Auftrag tätig und unterstützen Familien zu Hause. Das Projekt wird von Viola Metzner koordiniert, die eine gelernte Pflegedienstleiterin ist und daher alle nötigen Kompetenzen mitbringt.



Sozialberaterin Viola Metzner (links) im Gespräch.

Viola Metzner

Viola Metzner, geboren 1961, ist gelernte Bekleidungsfacharbeiterin und Ingenieurin, sie arbeitete als Köchin und in der Altenpflege. Nach 1989 wurde sie Pflegedienstleiterin. Sie absolvierte ein Fernstudium zur psychologischen Psychotherapeutin nach dem Heilpraktikergesetz und zur Suchtberaterin. Sie war im Familienunterstützenden Dienst für Menschen mit Handicap tätig. 2019 kam sie als Sozialberaterin zur Neuen Arbeit. Parallel dazu unterrichtet sie als Dozentin Menschen mit Handicap an der Volkshochschule Chemnitz und arbeitet als Telefonseelsorgerin.

Über Annoncen in Zeitungen und durch Mund-zu-Mund-Propaganda werben wir für die Pflegebegleitung/Nachbarschaftshilfe. Wir versuchen so, Menschen, die einen Angehörigen zu Hause pflegen, Unterstützung zu gewähren. Melden sich Interessierte, knüpfe ich den Erstkontakt und besuche sie zu Hause. So lerne ich das häusliche Umfeld kennen und ermittle den Bedarf. Auf dieser Grundlage und mit Blick auf unsere Möglichkeiten unterbreite ich ein konkretes Angebot. In solchen Gesprächen berate ich auch zu anderen

Themen, die für die Pflege im Alter wichtig sind. Ich helfe, Pflegegrade zu beantragen und Anträge für Wohngeld, Sozialhilfe oder Schwerbehinderung auszufüllen.

Detlev Schmalfuß

Detlev Schmalfuß, geboren 1951, lernte Baufacharbeiter und studierte Wirtschaftswissenschaften an der TU Dresden. Er arbeitete in der Leitung des Wohnungsbaukombinates Karl-Marx-Stadt, das nach 1990 in eine Holding umgewandelt und später abgewickelt wurde. Er gründete eine eigene Bau-firma, später war er Dozent für einen Bildungsträger. Seit 2011 ist er ehrenamtlich als Pflegebegleiter bei der Neuen Arbeit Chemnitz tätig.

Als ich in einer Zeitung eine Anzeige las, in der für ein Projekt der Neuen Arbeit Begleiter für Angehörige von pflegebedürftigen Menschen gesucht wurden, reizte mich diese Tätigkeit – auch wenn sie lediglich als Ehrenamt avisiert war. Als Dozent für einen großen Bildungsträger unterrichtete ich Langzeitarbeitslose. Ich liebe es, mit Menschen zu arbeiten.

Der Weg zum Pflegebegleiter führte über zwei Auftaktveranstaltungen, bei denen uns, die wir aus verschiedenen Berufen und Altersgruppen kamen, erklärt wurde, worin Sinn und Zweck des Projekts bestehen: Angehörige von pflegebedürftigen Senioren, die zu Hause betreut werden, im Alltag zu entlasten und den Senioren selbst das Leben etwas abwechslungsreicher zu gestalten.

Wir mussten uns schriftlich bewerben, wer ausgewählt wurde, absolvierte ein Einzelgespräch. Ich gehörte zu den Auserwählten. Eine intensive Ausbildung stand uns bevor. Ein halbes Jahr lang lernten wir unter anderem Grundlagen der Medizin kennen und erfuhren, wie man mit pflegebedürftigen älteren Menschen kommuniziert und Probleme bei Demenz meistert. In Rollenspielen erlebten wir das am eigenen Leib.

Als wir die Ausbildung abgeschlossen hatten, machte die Neue Arbeit das neue Angebot publik und rührte die Werbetrommel. Flyer wurden in Arztpraxen und den Büros von Krankenkassen verteilt, Anzeigen in Zeitungen geschaltet. Nach und nach fanden sich die ersten »Kunden«, wie ich sie nenne, bieten wir doch keine medizinische Pflege an, sondern lediglich eine Dienstleistung – eine sehr emotionale.

Wir besuchen ältere Menschen ab einem Alter von etwa siebzig Jahren, manche einmal pro Woche, manche mehrmals. Mitunter dauert solch ein Besuch fünf oder sechs Stunden. Gegenwärtig betreue ich zwei Klienten pro Woche.

Vor einiger Zeit begleitete ich einen älteren Herrn, der eine gesetzliche Betreuerin hatte. Ich kaufte mit ihm ein, ging mit ihm zum Arzt und stand ihm bei der Kommunikation zur Seite. Die Informationen gab ich später an seine Betreuerin weiter. In einem anderen Fall besuchte ich ein Ehepaar, der Mann war dement. Ich vereinbarte mit seiner Frau, dass sie gelegentlich zwei Stunden außer Haus gehen konnte – für einen Arztbesuch, einen Friseurtermin oder um einfach etwas Freizeit zu haben. Währenddessen unterhielt ich mich mit ihrem Mann über Gott und die Welt. Oft drehten sich solche Gespräche um seine Lebensgeschichte.

Biografie-Arbeit ist ein wichtiger Teil unserer Tätigkeit als Pflegebegleiter. Mit einem älteren Herrn fertigte ich einen Stammbaum an, der nun in seiner Wohnung an der Wand hängt. Die Beschäftigung mit Lebensgeschichten ist äußerst interessant, aber auch sehr fordernd, mitunter kommen Themen nach oben, die die Menschen belasten. Dann müssen wir sie auffangen. Doch den meisten tut es gut, wenn sie über ihre Erfahrungen sprechen können. In der Familie ist das oft nicht möglich.

Da wir Pflegebegleiter ehrenamtlich arbeiten, bekommen wir lediglich eine Aufwandsentschädigung. **Doch um das Geld geht es mir nicht, schließlich bin ich inzwischen Rentner. Der schönste Lohn ist ohnehin, wenn ein Kunde fragt: »Wann kommen Sie denn wieder?«**

Stadtteilpilotinnen fragen nach Sorgen

Cornelia Utech

Cornelia Utech, geboren 1967, ausgebildete Krankenschwester und Verwaltungswirtin, arbeitet seit 1990 im Sozialamt der Stadt Chemnitz und ist seit 2014 dessen Leiterin.

Als 2018, nach den ausländerfeindlichen Vorfällen um das Stadtfest, die Stimmung in der Stadt zu kippen drohte und das Chemnitzer Image extrem litt, besannen wir uns auf die Kompetenzen der Neuen Arbeit, die viel Erfahrung mit einer sozial schwachen Klientel, aber auch mit Konfliktsituationen besitzt. Gemeinsam entwickelten wir ein Konzept für »Stadtteilpiloten«, die in problematischen Stadtteilen nach Sorgen und Wünschen fragen und sie an die Stadtverwaltung weitergeben. Wir nutzten unsere Kontakte zum sächsischen Sozialministerium, um eine Projekt-Mitfinanzierung durch den Freistaat zu erreichen. Nach Prüfung des Projektkonzepts bewilligte der Freistaat notwendige Fördermittel.

Die Neue Arbeit ist seit ihrer Gründung ein wichtiger Partner für die Stadt. Besonders spürbar wurde dies nach der Arbeitsmarktreform 2005, als mit Hartz IV das Arbeitslosengeld II eingeführt wurde. Das führte dazu, dass wir in Chemnitz rund 21.000 sogenannte Bedarfsgemeinschaften mit etwa 35.000 Personen hatten, die Arbeitslosengeld II empfangen. Da war das Beratungsangebot der Neuen Arbeit extrem gefordert.

Als ich 2014 Sozialamtsleiterin wurde, kam es zu einer Haushaltssperre, die Stadt stellte viele ihrer sogenannten freiwilligen Leistungen auf den Prüfstand, Mittel für wichtige Projekte wurden reduziert oder komplett gestrichen. Von 2,3 Millionen Euro fehlten uns im Sozialamt plötzlich zwanzig Prozent. Auch die Neue Arbeit musste den Gürtel enger

schnallen und Streichungen hinnehmen, doch sie ging gemeinsam mit uns durch die Krise. Als es der Stadt finanziell besser ging, konnten wir unsere Gelder für den Verein wieder aufstocken.

Katrin Stützer

Nach den Vorfällen im Sommer 2018 gab es in Chemnitz viele Diskussionsveranstaltungen, mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Politik, Stadtverwaltung und Bürgerschaft. Manch einer hatte allerdings das Gefühl, dass zwar viel geredet wurde, jedoch nichts Konkretes passierte. Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig stellte einen Sieben-Punkte-Plan auf, der etwas gegen die drohende Spaltung in der Stadtgesellschaft bewirken sollte. Darin hieß es, dass die Kommunikation mit Migranten und Einheimischen gefördert werden solle und dass es bei Integration nicht nur um Menschen geht, die neu nach Chemnitz kommen, sondern auch um die, die bereits hier wohnen. Integration heißt, gegenseitiges Verständnis zu haben und ein Miteinander aufzubauen.

Mit dem Modellprojekt »Gut. Zusammen. Leben – Stadtteilpiloten« gingen wir wenig später einen ersten Schritt in diese Richtung. Das Projekt, das in Zusammenarbeit mit der Stadt durchgeführt wird, ist ein über das Land Sachsen finanziertes Vorhaben.

Fünf Stadtteilpilotinnen, die sich in zwei Teams im Zentrum und am Sonnenberg aufteilen, eruieren heute in Gesprächen auf der Straße und an festen Standorten Probleme vor Ort, greifen Vorschläge und Kritik der Menschen in den beiden Quartieren auf. Da sie mit Chemnitzern aus allen Kulturen und sozialen Schichten sprechen, fördern sie das Miteinander, aktivieren die Menschen und verhindern so, dass sie sich ohnmächtig fühlen. Beim Sozialamt der Stadt gibt es eine Ansprechpartnerin für die Stadtteilpilotinnen, die Fragen, Vorschläge und Kritik an die zuständigen Ämter weiterleitet.

Marie-Luise Hüttner

Marie-Luise Hüttner, geboren 1991, studierte Humangeografie und arbeitet seit Oktober 2019 als Stadtteilpilotin beim Verein Neue Arbeit Chemnitz.

Als ich im Master Humangeografie studierte, interessierte ich mich immer stärker dafür, wie sich Menschen im Raum bewegen, wie sie miteinander leben. Meine Arbeit als Stadtteilpilotin bietet mir heute viele Möglichkeiten, auf ganz praktische Weise an diesem Thema weiterzuarbeiten.

Meine Mutter betreut den Interkulturellen Garten auf dem Kaßberg. Dabei arbeitet sie auch mit der Neuen Arbeit zusammen. So erfuhr ich von dem Verein. Als die Stellen für die Stadtteilpiloten ausgeschrieben wurden, bewarb ich mich und arbeite nun gemeinsam mit Jennifer Schicketanz im Team für das Zentrum.

An vier Tagen in der Woche sind wir zwei bis drei Stunden in dem Quartier unterwegs und sprechen Menschen an. Wir wollen wissen, ob es ihnen hier gefällt oder nicht, ob es etwas gibt, das sie stört und das sie gern verändern möchten. Über solche Fragen versuche ich mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Je nach meiner eigenen Tagesform ist es mal leichter, mal schwieriger, das Eis zu brechen. **Vor allem ältere Frauen sind sehr offen und positiv gestimmt, sprechen gern über Probleme und mögliche Lösungen. Doch es gibt auch Gespräche, in denen Menschen ihren Frust loswerden, manchmal werden wir beleidigt.** Doch auch das ist Teil unserer Arbeit: Wir wollen Meinungen und Stimmungen kanalisieren, damit sie sich möglichst nicht wieder so entladen wie im Jahre 2018.

Wir machen regelmäßig an den gleichen Standorten Station, etwa im Kulturkaufhaus Tietz oder in der Stadtbibliothek und kommen auch dort mit Menschen ins Gespräch. Auf unserer »Ideenwand« sammeln wir Vorschläge, was im Stadtteil verändert werden sollte.

In Zusammenarbeit mit der Chemnitzer Flüchtlingssozialarbeit betreuen wir Migranten, die aus den Sammelunterkünften in ihre erste eigene Wohnung umziehen und Hilfe bei der Orientierung im Stadtteil benötigen. Bei Stadtteilsparziergängen zeigen wir ihnen, wo sich die wichtigsten Ämter und Behörden befinden, aber auch, wo es Freizeitmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche gibt. Wir wollen keine neuen Angebote schaffen, sondern die bestehenden vernetzen.

Erschreckend finde ich, dass viele Menschen dreißig Jahre nach der Wende immer noch nichts mit dem Begriff Bürgerpartizipation anfangen können. Das scheint die größte Herausforderung in unserem Projekt zu sein: so viel Vertrauen zu schaffen, dass sich Menschen zur Mitarbeit motiviert fühlen.

Jennifer Schicketanz

Jennifer Schicketanz, geboren 1993, studierte Soziale Arbeit und ist seit 2019 Stadtteilpilotin. Sie war in dem Projekt zeitweise für die Koordination zuständig.

Im Oktober 2019 wurde ich Stadtteilpilotin im Zentrums-Team. Die Einschränkungen durch Corona im Jahre 2020 hinterließen auch bei uns Spuren, Kolleginnen arbeiteten im Homeoffice, viele unserer Angebote – etwa Stadtteilsparziergänge – konnten nicht oder nur eingeschränkt stattfinden.

Das Projekt »Stadtteilpiloten« ist für die Stadt wie für uns selbst ein Experiment. Da es nichts Vergleichbares in Chemnitz und Umgebung gibt, erarbeiten wir uns Struktur und Methoden selbstständig. Das fordert von allen Beteiligten viel Zeit und Kraft, doch es bietet auch Platz für kreative und innovative Ansätze.

Für die Testphase des Projekts wurden die beiden Stadtteile Zentrum und Sonnenberg ausgewählt, weil es dort einen hohen Anteil an Migranten und Beziehern von Transferleistungen gibt. Die Finanzierung ist zunächst bis 2022 gesichert, sie steht jedoch jedes Jahr neu zur Prüfung an. Wir

wünschen uns, dass es später auch in anderen Stadtteilen Pilotinnen gibt, da uns in den Gesprächen Bedarf in der ganzen Stadt angetragen wurde.

Egal, ob wir mobil unterwegs sind oder an einem der festen Orte Station machen, **wir haben ein offenes Ohr für alle Menschen, vermitteln die passenden Ansprechpersonen für ihre Anliegen und bieten unsere Hilfe an. Zusätzlich kann sich jeder auf unserer Internetseite beteiligen. »Was gefällt Ihnen in Ihrem Stadtteil?« oder »Was wünschen Sie sich in Ihrem Stadtteil?«,** fragen wir dort.

Die Menschen wenden sich oft mit ganz praktischen Problemen an uns, etwa dass ein Spiegel an einer Ausfahrt hilfreich wäre oder ein Jugendzentrum im Innenstadtbereich fehlt. Diese Anliegen versuchen wir, gemeinsam mit der Stadtverwaltung zu lösen. Nicht immer können die Wünsche erfüllt werden, mitunter gibt es rechtliche Hürden. Doch selbst dann ist es wichtig, die Gründe für diese Entscheidung transparent zu kommunizieren, damit das Vertrauen in die Stadtverwaltung gestärkt wird.

Neben »kleinen« Themen sprechen die Menschen auch »größere« an. Migrant*innen berichten von rassistischen Anfeindungen, andere Gesprächspartner äußern uns gegenüber unverhohlenen Ressentiments. Wir möchten ein friedliches Zusammenleben fördern, indem wir zum Beispiel Vorurteile hinterfragen, über tatsächliche Gründe für Probleme aufklären oder auch für Begegnungen zwischen Menschen sorgen.

Wir versuchen herauszufinden, welche Ursachen die Personen für ihre Meinung haben und wie Lösungen aussehen können. Dann kann beispielsweise der Hinweis auf die Sozialberatung der Neuen Arbeit helfen, die gemeinsam mit den Betroffenen Wege findet, beispielsweise die finanzielle Situation zu verbessern.

Dajana Strunz

Dajana Strunz, geboren 1991, studierte Politikwissenschaften und arbeitet seit 2020 als Stadtteilpilotin bei der Neuen Arbeit Chemnitz.

Ich kannte das Büro der Neuen Arbeit in der Leipziger Straße schon bevor ich dort zu arbeiten begann, da ich in der Nähe, im Stadtteil Schlosschemnitz, wohne. Vor dem Büro steht eine Litfaßsäule, an der ich sah, welche Vielfalt an Angeboten es bei der Neuen Arbeit gab. Das könnte ein beruflicher Anknüpfungspunkt für dich sein!, sagte ich mir. Nach meinem Studium blieb ich ein Jahr lang mit meinem zweiten Kind in Elternzeit. Danach war es für mich als zweifache Mutter und ohne Berufserfahrung trotz meines Masters schwierig, auf dem Arbeitsmarkt etwas Passendes zu finden. Als ich eine Stellenausschreibung für Stadtteilpiloten auf der Webseite der Neuen Arbeit fand, rief ich kurzerhand an und bewarb mich. Ich hatte Glück, dass zum Januar 2020 eine solche Stelle frei wurde.

Da ich Politikwissenschaften studiert hatte, interessierte mich, wie man enttäuschten Bürgern die Abneigung gegen Politik und Beteiligung nimmt. Nach den Ausschreitungen um das Stadtfest 2018 kippte die Stimmung bei so manchen Chemnitzern in Fatalismus. Man kann ja doch nichts ändern!, sagten viele. Ich bin hingegen überzeugt, dass man in Chemnitz ein gutes Leben führen kann, dass es hier Freiraum gibt, um Ideen umzusetzen. Deshalb hatte ich mich vor zehn Jahren ganz bewusst für diese Stadt entschieden. Wenn ich heute als Stadtteilpilotin auf dem Sonnenberg unterwegs bin, möchte ich den Menschen dieses Gefühl vermitteln.

Der Reiz dieses Projekts liegt für mich darin, dass man unkompliziert mit den unterschiedlichsten Personen in Kontakt kommt. Ich bin ein offener Mensch und spreche die Leute gern auf der Straße an. Meist kann man schon an der Mimik erkennen, ob jemand reden will oder nicht. Man darf keine Scheu haben, sondern sollte frisch und

frei loslegen. Für mich ist es eine wunderbare Erfahrung, wenn die Menschen sich uns öffnen und davon berichten, wo ihnen »der Schuh drückt«.

Es gibt kein Thema, das uns nicht interessiert. Oft geht es um bauliche Angelegenheiten oder jemand beschwert sich, dass Müll herumliegt, eine Einfahrt zugeparkt ist, Jugendliche sich auf einem Spielplatz treffen, weil kein anderer Ort für sie vorhanden ist. Manch einer will nur seinen Frust loswerden. Wir hören unvoreingenommen zu, versuchen, die richtigen Fragen zu stellen, nehmen alle Informationen anonym auf und geben sie an die Stadt weiter.

Wenn sich eine Person mit einem konkreten Anliegen an uns wendet, setzen wir uns für eine transparente sowie zügige Bearbeitung ein. So berichtete eine Frau, die Straße vor ihrem Haus habe derart viele Schlaglöcher, dass sich bereits ein Kind beim Radfahren verletzte. Sie hatte selbst versucht, sich im Rathaus Gehör zu verschaffen – ohne Erfolg. Die für uns zuständige Koordinatorin bei der Stadtverwaltung gab die Sache an das Tiefbauamt weiter – innerhalb eines Monats war das Problem beseitigt. Die Frau bedankte sich bei uns mit einer freundlichen Mail. Solche kleinen Erfolgserlebnisse bestätigen mich in meiner Arbeit.

Nicht immer kommt eine positive Rückmeldung, nicht alle Wünsche können erfüllt werden. Doch eine Antwort gibt es in jedem Fall. Und das ist wichtig, denn nur dann können die Menschen nachvollziehen, wie eine Entscheidung zustande kommt.

Bei unseren individuell gestalteten Stadtteilspaziergängen, die wir mit neu Zugezogenen unternehmen, zeigen wir, welche Angebote es vor Ort gibt. So konnten wir zwei jungen Männern aus Peru helfen, einen Fußballverein in der Nähe zu finden, in dem sie nun regelmäßig trainieren. Diese Spaziergänge dienen auch dazu, Menschen, die bereits im Stadtteil wohnen, mit den neu Zugezogenen in Kontakt zu bringen.

Beratung weiter Kerngeschäft

Dr. Liane Schönherr

Dr. Liane Schönherr, geboren 1953, Diplom-Philosophin, war bis 1989 in der Erwachsenenqualifizierung tätig. 1994 wurde sie Mitarbeiterin, später Leiterin des Chemnitzer Arbeitslosenzentrums, einer Einrichtung des Sächsischen Arbeitslosenverbandes. 2009 kam sie zur Neuen Arbeit Chemnitz, seit 2016 arbeitet sie dort ehrenamtlich.

Nachdem der Sächsische Arbeitslosenverband 2009 in die Insolvenz gegangen war, empfand ich es als großes Glück, als Sozialberaterin zur Neuen Arbeit wechseln zu können. Ich konnte dort viele Erfahrungen aus meiner vorherigen Tätigkeit einbringen. Ich hatte den Wegfall der Arbeitslosenhilfe und die Einführung des Arbeitslosengeldes II noch im Arbeitslosenzentrum erlebt. Die Umstellung hatte zur Folge, dass völlig neue Anträge benutzt werden mussten – sie auszufüllen stellte für die meisten Betroffenen eine gewaltige Herausforderung dar. So wie die Leistungsempfänger mussten auch wir Mitarbeiter des Zentrums lernen, was etwa eine »Bedarfsgemeinschaft« ist und wie die Berechnung des Arbeitslosengeldes II funktioniert, wenn der Partner oder die Partnerin arbeitet und Geld verdient.

Das Thema Arbeitslosengeld II dominierte fortan unsere Arbeit – und das blieb auch bei der Neuen Arbeit so. Wir sind heute sehr oft damit beschäftigt, den Menschen, die zu uns kommen, zu erklären, wie sie Formulare ausfüllen müssen und wie Regelungen auf ihren konkreten Fall angewandt werden. Wie stark die Menschen uns vertrauen, zeigt sich daran, dass die meisten keine Scheu haben, ihre Unterlagen auf den Tisch zu legen und uns bitten: »Schauen Sie doch mal, ob das alles richtig ist!«

Sozialberaterin Dr. Liane
Schönherr im Gespräch.

Seit einiger Zeit kommen immer mehr Menschen in die Beratung, die zwar Arbeit haben, jedoch nicht von ihren Einkünften leben können. Die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt ist aktuell positiv und es gibt Beschäftigung, doch das Lohnniveau ist – im Handel oder bei Reinigungsfirmen – so niedrig, dass die Zahl der prekären Beschäftigungsverhältnisse steigt. Solche Menschen müssen Arbeitslosengeld II als Aufstockung beantragen und kommen mit Fragen zum Antrag

oder zur Berechnung zu uns. Wie viel Geld steht den Betroffenen zu? In welcher Höhe müssen Freibeträge berechnet werden? Auf solche Fragen versuchen wir in der Sozialberatung Antworten zu finden.

Das Schöne an unserer Arbeit ist, dass wir den Erfolg sofort, oft schon nach einem Gespräch, spüren. Da braucht es kein Lob von einem Vorgesetzten, dieses Lob kommt direkt oder indirekt während eines Beratungstermins. Ich bin zufrieden, wenn mein Gegenüber verstanden hat, was ich erklärt habe und sich nun selbst helfen kann.

Obwohl ich seit 2016 in Rente bin, komme ich weiter jede Woche für einen Tag ein paar Stunden ins Büro der Neuen Arbeit, um Menschen zu beraten. Ich brauche Beschäftigung. Von meiner Vollzeitstelle zum Nichtstun als Rentnerin zu wechseln, war für mich undenkbar. Außerdem möchte ich das Wissen, dass ich über die Jahre gesammelt habe, in das heutige Team im Otto-Brenner-Haus einbringen. Einige Hilfe-



suchende, zu denen ich über die Jahre eine enge Beziehung entwickelte, möchte ich gern noch ein Stück ihres Weges begleiten.

Antje Büge

Die Diplom-Sozialpädagogin Antje Büge, geboren 1974, kam 2015 zur Neuen Arbeit Chemnitz, wo sie als Sozialberaterin tätig ist.

Als ich bei der Neuen Arbeit anfang, fühlte ich mich dort sofort wohl. Die Arbeitszeiten waren flexibel, was Mitarbeiterinnen mit Kindern sehr entgegenkommt. Ich wurde von Liane Schönherr eingearbeitet, die für mich eine Koryphäe der Sozialberatung ist, da sie schon lange bei der Neuen Arbeit tätig war und sehr viel weiß.

Die Neue Arbeit ist im Vergleich zu großen Trägern wie der Arbeiterwohlfahrt oder der Caritas personell wie materiell deutlich bescheidener ausgestattet. So verfügen wir über keine Personal- oder Rechtsabteilung, wir müssen all diese Aufgaben neben unserer täglichen Arbeit erledigen. Beratungstermine sind im Lauf eines Tages eng getaktet, ein Beratungsgespräch folgt auf das nächste. Manchmal fragen Besucher verständnisvoll: »Wollen Sie nicht erst mal eine Pause machen ...?«

Da es ständig neue Regelungen gibt, müssen wir Sozialberater uns fortwährend weiterbilden. Klienten kommen mit immer neuen Anliegen. Dann hilft es ungemein, dass wir uns im Team austauschen können.

Unser Beratungsangebot ist äußerst niedrigschwellig, anders als etwa bei der Schuldner- oder Suchtberatung kann man mit fast jedem Anliegen zu uns kommen, und wir versuchen zu helfen. Finden wir nicht selbst eine Lösung, wissen wir, wohin wir die Hilfesuchenden vermitteln können. Oft sind wir zudem Vermittler zwischen den Betroffenen und den Behörden, beispielsweise dem Jobcenter.

Wir engagieren uns in unserer Arbeit, arbeiten oft länger als nötig. Erst zu Hause wird mir oft bewusst, wie stark ich emotional in die Beratung involviert bin. In der Sozialberatung geht es nicht nur um Zahlen, hinter jedem Fall steht ein Schicksal.

Langzeitarbeitslosigkeit hinterlässt Spuren, das Selbstwertgefühl sinkt, hinzu kommen Vereinsamung, psychische oder Suchtprobleme. Manch einer droht an solchen Problemen zu zerbrechen. **Ich sehe in unserer Arbeit auch einen Beitrag zum sozialen Frieden.** Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn all die Menschen, die wir beraten, keine Hilfe bekämen ...

Eine wichtige Aufgabe der Sozialberatung ist, den Menschen beim Ausfüllen von Formularen zu helfen. Wer etwa beim Jobcenter einen Antrag auf Arbeitslosengeld II stellen muss, findet dort niemanden, der ihm dabei hilft. Viele Menschen sind mit dem Ausfüllen überfordert, weil das Behördendeutsch für sie unverständlich ist. Wir erklären den Menschen außerdem die Bescheide. Wer Sozialleistungen empfängt, hat Rechte und Pflichten – wir klären über beides auf. Harz IV-Beziehende müssen immer wieder nachweisen, dass sie sich auf Stellen beworben haben, auch wenn sie keine passende finden, sonst zahlt das Jobcenter nicht mehr. **So mancher fühlt sich seinem Vermittler gegenüber völlig ausgeliefert. Ich kenne Menschen, die krank werden, wenn sie zu einem Termin müssen.** Wir bräuchten mehr Personal, um solche Menschen zum Jobcenter zu begleiten – doch das können wir uns mit unserem begrenzten Budget nicht leisten.





Günter Riedel, einer der ehrenamtlichen Mitarbeiter der Neuen Arbeit Chemnitz.

Obwohl wir keine Rechtsberatungsstelle sind, helfen wir bei Widersprüchen, etwa wenn Sozialleistungen falsch berechnet oder abgelehnt wurden. Manchmal ist es nur eine Kleinigkeit, die zu Restriktionen führt, etwa ein Fehler beim Ausfüllen eines Formulars.

Wir versuchen, das Durchhaltevermögen der Menschen zu stärken. **Wenn das Jobcenter zum wiederholten Mal verlangt, eine Einkommensbescheinigung abzugeben, resignieren viele. Aber Aufgeben ist keine Option, denn wer die Mitwirkungspflicht verletzt, bekommt kein Geld.** Wir motivieren die Menschen, ihre Dokumente auch ein weiteres Mal beim Jobcenter einzureichen.

Manchmal helfen wir ganz unkonventionell: So kam ein Vater mehrerer Kinder zu uns, dessen Frau die Familie von heute auf morgen verlassen hatte. Er hatte sich schon vor der Trennung sehr um seine Kinder gekümmert. Weil seine Frau weg war, konnte er nicht mehr arbeiten gehen, da noch nicht alle Kinder in den Kindergarten gingen. Die Gewährung von Sozialleistungen verzögerte sich, der Mann stand völlig mittellos da. Da sprang unser Verein mit einer einmaligen finanziellen Zuwendung ein, sodass er sich über Wasser halten konnte, bis er endlich Sozialleistungen bekam. Er konnte seine Arbeit später wieder aufnehmen und fand auch eine neue Partnerin. Sein Leben verläuft heute in geordneten Bahnen. Solche finanzielle Hilfe können wir allerdings nur in Ausnahmen gewähren.

Ich kümmere mich auch um die Aufwandsentschädigungen für unsere Ehrenamtler. **Die Bürgerstiftung Dresden zahlt ihnen eine Aufwandsentschädigung von vierzig Euro pro Monat, wenn sie mindestens zwanzig Stunden leisten. Ohne unsere vielen ehrenamtlichen Kräfte wäre die Arbeit nicht zu schaffen.** Sie übernehmen den Telefondienst und Kopieraufgaben, organisieren Feste, Begegnungstreffen und Wanderungen, geben Computer- oder Sprachkurse und helfen beim Schreiben von Bewerbungen.

Viola Metzner

Drei Tage pro Woche arbeite ich als Sozialberaterin im Otto-Brenner-Haus in der Hainstraße. Zwei Tage stehe ich Menschen, die Hilfe benötigen, in der Albert-Köhler-Straße in Chemnitz-Süd zur Verfügung, dort arbeite ich mit unserer Gemeinwesen Koordinatorin Jeanette Wilfer zusammen.

Es gibt mir ein gutes Gefühl, wenn ich etwas bewirken und damit anderen Menschen helfen kann.

Wichtig für die Zusammenarbeit im Team der Neuen Arbeit ist der Austausch über alle Themen, mit denen wir tagtäglich konfrontiert werden. Wir arbeiten zwar in verschiedenen Büros, die über die Stadt verteilt sind, doch wir halten per E-Mail oder Telefon Kontakt. In Dienstberatungen sind wir alle präsent. Unser Team arbeitet projektübergreifend. Jeder von uns schaut über

Sozialberater Charlie Worschech mit seiner Kollegin Viola Metzner (links) und Gemeinwesen Koordinatorin Jeanette Wilfer (Mitte) vor dem Bürgerzentrum Leipziger Straße.



den Tellerrand und springt ein, wenn an anderer Stelle Not an Mann oder Frau ist.

Im Beratungsbüro in der Albert-Köhler-Straße organisieren wir Nachmittage mit Kaffee und Kuchen, bei denen sich interessante Gesprächsrunden entwickeln. Unsere Bücher- und Kleiderbörse, für die ich tätig bin, wird gut angenommen. Mir liegt die Integration unserer Migrantinnen und Migranten sehr am Herzen, ein kleiner Beitrag ist die Organisation des Kurses »Alltagsdeutsch«, die mir obliegt.

Charlie Worschech

Charlie Worschech, geboren 1991, arbeitete nach seinem Sozialwissenschaftsstudium im Jobcenter Chemnitz. Seit 2020 ist er Sozialberater im Verein Neue Arbeit.

Nach meinem Studium suchte ich Arbeit. Ich wollte Menschen mit Problemen helfen und so landete ich im Jobcenter Chemnitz. Dort wurde ich in der Vermittlung tätig, musste mit meinen durchschnittlich dreihundert Klienten und Klientinnen unter anderem klären, wie sie wieder in Arbeit oder zu einer Ausbildung kamen. Mir blieb erspart, den lieben langen Tag auszurechnen, wie viel Geld jemand bekommen durfte, der auf Leistungen zum Lebensunterhalt angewiesen war. Aber ich erlebte, welche Probleme Menschen bekommen können, die Sozialleistungen in Anspruch nehmen. Da genügt es, dass ein Dokument fehlt oder beim Ausfüllen eines Formulars ein winziger Fehler gemacht wird.

Da meine Stelle im Jobcenter zeitlich befristet war, griff ich zu, als bei der Neuen Arbeit etwas frei wurde. Ich kannte den Verein und sein breites Beratungsangebot und hatte einige meiner Klienten dorthin geschickt, wenn ich ihre Probleme nicht lösen konnte. Im Januar 2020 fing ich an, durchlief zunächst alle Abteilungen, um die Arbeit kennenzulernen – vieles war neu für mich.

Doch nun kann ich in der Beratung umfassend auf die Menschen eingehen, sie bei der Lösung ihrer Probleme unterstützen und mit ihnen gemeinsam etwas für sie erreichen. Meine Erfahrungen im Jobcenter sind von Vorteil, da ich die internen Vorgänge kenne. Dass ich mich in die Mitarbeitenden des Jobcenters hineinversetzen kann, ist hilfreich bei der Suche nach Lösungen.

Mit dem Jobcenter bin ich weiterhin im Kontakt – nun freilich von der anderen Seite. Es ist organisatorisch in zwei Bereiche aufgeteilt: die Vermittlung in Arbeit und die Zahlung von Leistungen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beider Bereiche wissen oft kaum etwas voneinander. So erfuhr ich zu meiner Zeit nie, wie die Leistungen, die meine Klienten bekamen, berechnet wurden. Viele kamen trotzdem mit ihren Unterlagen zu mir und fragten um Rat. Ich konnte ihnen nicht immer helfen. Erst jetzt, bei der Neuen Arbeit, habe ich einen umfassenden Einblick in diese Themen und kann tatsächlich etwas tun.

Meine heutigen Klientinnen und Klienten bekommen vom Jobcenter oder auch vom Sozialamt oft einen ganzen Stapel Formulare, mit denen sie überfordert sind. Vieles ist so kompliziert formuliert, dass es kaum zu verstehen ist – schon für die, die Deutsch als Muttersprache sprechen. Bei Menschen mit Migrationshintergrund kommt noch die Sprachbarriere hinzu.

Zu Beginn nahm ich mir bei der Neuen Arbeit zwei Stunden Zeit für ein Gespräch, inzwischen liege ich bei etwa einer Stunde. Das ist das Mindeste. Denn oft geht es nicht nur darum, Formulare auszufüllen, meist müssen fehlende Nachweise eingereicht werden. Ein großer Unterschied zu meiner Arbeit im Jobcenter ist, dass ich die Gespräche nicht dokumentieren muss. Bei uns findet die Beratung anonym statt, wir können uns auf die Menschen konzentrieren, statt uns ständig mit Bürokratie zu beschäftigen.

Katrin Stützer

Menschen, die lange ohne Arbeit sind, kämpfen mit mehreren Problemen. Zum Beispiel der Altersarmut. Viele Menschen, die nach der Wende arbeitslos wurden, sind nun im Rentenalter nicht gut versorgt. Auch psychische Probleme scheinen zuzunehmen. Bei vielen wird es immer schwieriger, sie aus ihrem Schneckenhaus herauszuholen. Die Coronapandemie erschwert die Situation seit dem Frühjahr 2020 zusätzlich. Deshalb bleibt die Sozialberatung, mit der die Neue Arbeit einst startete, unser Kerngeschäft – auch wenn inzwischen viele neue Felder hinzugekommen sind. Wir dürfen den Elan aus der Anfangszeit nicht aufgeben und müssen den langen Atem, der für die Beratung nötig ist, behalten. Wir müssen am Ball bleiben – mit Begegnungs- und Freizeitangeboten, insbesondere für Seniorinnen und Senioren. Auf diesem Gebiet beweisen wir, wie schon so oft, dass wir flexibel sind und uns an die aktuellen Entwicklungen anpassen können: Unsere Smartphone-Kurse, in denen wir älteren Menschen Anleitungen für solche Geräte geben, sind immer ausgebucht.

Der Verein wuchs und musste sich immer neuen politischen und finanziellen Rahmenbedingungen anpassen. **Nicht zuletzt ist es der Beharrlichkeit von Doris Müller zu verdanken, dass die Neue Arbeit so lange besteht und in Chemnitz etabliert ist. Doris Müller kämpfte mit viel Engagement für und mit dem Verein und navigierte ihn durch schwierige Fahrwasser. Ich bewundere diesen Einsatz.**

Soziale Arbeit ist eine Herzensangelegenheit. Obwohl der Name unseres Vereins für manche verwirrend ist – denn »neue Arbeit« im Sinne einer Arbeitsvermittlung konnten und können wir nicht bieten – lohnt es sich noch immer, für die Bürgerinnen und Bürger in Chemnitz, die Hilfe benötigen, tätig zu sein.



Schatzmeisterin Romy Adam (links),
Erste Vorsitzende Doris Müller, Zweite
Vorsitzende Katrin Stützer (rechts)



Doris Müller mit Dagmar
Winkler beim Anschneiden
einer Geburtstagstorte

Heute sind im Vorstand des Vereins Neue Arbeit Chemnitz
tätig: Erste Vorsitzende Doris Müller, Zweite Vorsitzende
Katrin Stützer, Schatzmeisterin Romy Adam, Margitta Mei-
ster und Dagmar Winkler.
Margitta Meißner (links) mit Doris Müller bei Übergabe eines
Spendenschecks an den Verein FACT im Dezember 2012



Nachwort

Blicke ich auf den Beginn unserer Sozialberatung bei der Neuen Arbeit Chemnitz zurück, muss ich feststellen, dass ich damals keine Vorstellung davon hatte, wie lange unsere Unterstützung notwendig sein würde – und auf welcher vielfältigen Art wir heute helfen können. Ich hatte gedacht, dass nach etwa zehn Jahren so viele neue Arbeitsplätze zur Verfügung stehen würden, dass es keine Arbeitslosen mehr geben würde. Doch ich musste erkennen, dass konkurrenzfähige Unternehmen gerade von dieser Konkurrenz platt gemacht wurden. Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist eben nicht auf solidarisches Handeln ausgerichtet. Wir Menschen aus der DDR mussten nach 1990 lernen, auf allen Ebenen als Konkurrenten zu handeln.

Abhängig Beschäftigte sind nur in der Gemeinschaft stark. Diese Erkenntnis führte mich zu meiner Gewerkschaft, der IG Metall. Durch sie bekam ich Einblicke in westdeutsche Unternehmen und Kontakte zu deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Gewerkschaftstage ermöglichten mir, von unserer Situation und unserer Arbeit in Chemnitz zu berichten. Die Betriebsräte großer Unternehmen in den alten Bundesländern hörten von vielen Problemen wohl zum ersten Mal. Die Massenarbeitslosigkeit von Gewerkschaftsmitgliedern hatte im Osten nie gekannte Ausmaße angenommen. Und so begannen Diskussionen, die für Gewerkschaften bis dahin untypisch waren. Das Wirken der Neuen Arbeit Chemnitz förderte das Verständnis zwischen beschäftigten und arbeitslosen Kolleginnen und Kollegen. Unser Verein unterstützte die ersten Tarifkämpfe.

Unsere Beratung und Unterstützung für Erwerbslose in Chemnitz war und ist stets eine Einzelfallhilfe. Der Vereinsname »Neue Arbeit Chemnitz« führte dazu, dass man sich bei uns auch die Vermittlung in Arbeit erhoffte. So kam es zu der Idee, Gleichgesinnte in Gruppen zusammenzuführen.

Ich regte diese Gruppen dazu an, über sinnvolle Beschäftigung nachzudenken. So entstanden Projekte, etwa die »Innovativen Ingenieure«, die selbst Ideen entwickelten, wie sie wieder in Arbeit kommen könnten.

Fördergelder für Projekte zu finden, war stets ein harter Kampf. Inzwischen hat die Stadt Chemnitz unser Potenzial erkannt und spricht uns als Partner für von ihr initiierte Projekte an. Etwa die »Stadtteilpiloten«, die über persönliche Gespräche mit Bürgern nach Möglichkeiten suchen, das Klima in der Stadt zu verbessern.

Ich erhielt in den vergangenen Jahren überraschende Unterstützung von außen, oft waren es Menschen aus den alten Bundesländern, die mich auf meinem Weg bestärkten. Für diese Unterstützung bin ich dankbar, sie gab mir in schwierigen Momenten Kraft.

Die Übernahme von zwei Bürgerbüros für zwei Chemnitzer Stadtteile band die Neue Arbeit noch fester in das kommunale Aufgabenspektrum ein, unsere Sozialberatung erweiterte sich um die Beratung für Spätaussiedler, Flüchtlinge und Migrant*innen. Sachsen rühmte sich lange Zeit, Billiglohnland zu sein, um Unternehmen anzulocken. So wuchs die Zahl der Beschäftigten mit viel zu geringem Einkommen beträchtlich an. Viele bezahlen das mit niedrigen Renten. So mancher sucht heute in unseren Büros Rat und Hilfe.

Die Sozialberatung gehört zu den Pflichtaufgaben einer Stadt, die Gelder dafür sollten fest im kommunalen Haushalt eingeplant werden. Dass wir dafür ständig aufs Neue Zuwendungen beantragen müssen, ist für uns ein Nervenkrieg. Ähnlich sieht es bei den Projekten aus, die wir zusätzlich realisieren: Die gängige halbjährliche oder jährliche Genehmigung von Geldern für solche Projekte führt zu Ungewissheit und überflüssigem Stress, was sich auf das Arbeitsergebnis auswirkt. Laufzeit, Beginn und Ende eines Projekts sollten von Anfang an bekannt sein.

Nach der Corona-Krise werden viele Arbeitsplätze verloren sein. Die Automobilindustrie erlebte schon zuvor eine

rasante Veränderung. Die Bildung von Beschäftigungsgesellschaften, sinnvollen Weiterbildungseinrichtungen und die Gründung von Beratungszentren könnten im anstehenden Strukturwandel – wie wir ihn ähnlich nach 1990 im Osten erlebten – hilfreich sein.

Ich wünsche mir, dass sich die jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Vereins Neue Arbeit Chemnitz das Vermögen bewahren, aus der Perspektive der Betroffenen deren Probleme zu betrachten. Sie mögen nicht vergessen, dass unser Verein kein Amt ist. Das Vertrauen der Hilfesuchenden, das sich nur durch eine solche Herangehensweise entwickelt, ist ein hohes Gut.

Der Kontakt zu unserer Gewerkschaft IG Metall ist wichtig und muss weiter gepflegt werden. Die gegenwärtige, weltweite Entwicklung fordert von den Gewerkschaften ein intensives Umdenken. Eine Mitgliedschaft in der Gewerkschaft sollte jedem möglich sein. Die Bündelung aller positiven Kräfte für eine nachhaltige, gerechte, gesunde Entwicklung aller Menschen und unseres Planeten muss organisiert werden. Die Gewerkschaften, besonders die starke IG Metall, sollten bei der Bildung einer solidarischen Gesellschaft mit an der Spitze stehen!

Doris Müller

Frühjahr 2021



Im Jahre 2008 erhielt Doris Müller aus den Händen des damaligen Bundesarbeitsministers Olaf Scholz das Bundesverdienstkreuz.

Die Geschichten des Vereins Neue Arbeit Chemnitz wurden aufgeschrieben von Ralf Pasch, Autobiografiker.

Gefördert von der Stiftung Neue Länder in der Otto Brenner Stiftung



1. Auflage: 650 Stück

© Rohnstock Biografien und Stiftung Neue Länder
in der Otto Brenner Stiftung, Berlin und Chemnitz 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der
Herausgeber: Katrin Rohnstock, Breite Straße 2a, 13187 Berlin,
Telefon 030/40 50 43 30; info@rohnstock-biografien.de
www.rohnstock-biografien.de
Stiftung Neue Länder, Alte Jacobstr. 149, 10969 Berlin
www.otto-brenner-stiftung.de

Lektorat: Antje Käske (Rohnstock Biografien)

Gestaltung: Hanka Polkehr

Druck: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG, Chemnitz

Fotos: Zur Verfügung gestellt von Neue Arbeit Chemnitz e.V.

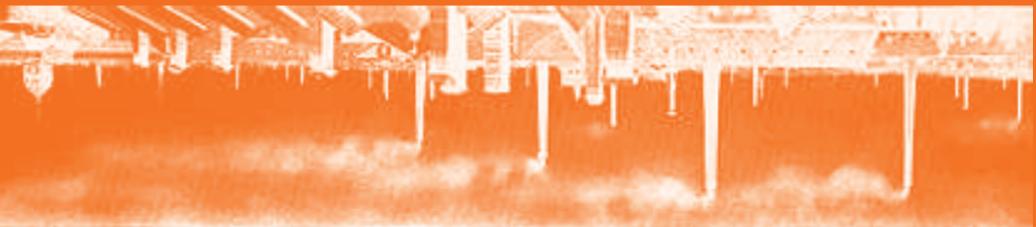
Für den Inhalt zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

Rohnstock
Biografien
schreibt
Lebens-,
Familien-,

Wenn wir
nicht wissen
woher wir
kommen
wissen wir auch nicht
wohin wir
gehen

Firmen- und
Vereinsgeschichten
nach den
mündlichen
Erzählungen
ihrer Akteure

Die hier versammelten Geschichten generierte Rohnstock Biografien durch Erzählsalons. Der Erzählalon basiert auf einer Methodik, die Katrin Rohnstock entwickelte und die das gemeinschaftliche Erinnern und den Austausch fördert: Die ErzählerInnen sitzen beieinander und werden von einer Salonnière geleitet zu erzählen und einander zuzuhören. Nichts Ausgedachtes, nichts Aufgeblasenes – ganz schlicht: selbst Erlebtes. In Corona-Zeiten traf Katrin Rohnstock die ehemaligen und derzeitigen MitarbeiterInnen des Vereins digital: Im Videochat saßen sie virtuell an einem Tisch, real jedoch zuhause oder im Computerraum des Otto-Brenner-Hauses. Es wurde beeindruckend offen und ehrlich erzählt – oft auch von beklemmenden Erfahrungen. Die Erzählungen wurden vom Autobiografiker Ralf Pasch von der mündlichen Sprache in die Schriftsprache übersetzt und zu einem gut lesbaren Text gebaut, wobei die authentischen Stimmen erhalten blieben. Anschließend autorisierten alle ihre Erzählung. Die Geschichten wurden so verflochten, dass sich das Buch als spannende Geschichte liest.



Rohnstock Biografien dankt allen ErzählerInnen für ihre Mitarbeit und ihr Vertrauen, ein besonderer Dank gilt Doris Müller.

Dieses Buch erzählt davon, wie ein Verein versucht, neue Arbeit zu stiften.

Als in den 1990er-Jahren zahllose Betriebe liquidiert wurden und abertausende Menschen auf die Straße flogen, hatte der Erste Bevollmächtigte der IG Metall in Chemnitz, Sieghard Bender, eine geniale Idee: Er regte die Gründung eines Netzwerks an, in dem Arbeitslose miteinander Wege suchen, um neue Arbeit zu schaffen. Die Idee sprach vielen aus dem Herzen: Die Potenziale der Arbeitslosen nutzen, ihnen Räume geben, damit sie sich austauschen, kreativ werden und Neues lernen. So entstand der Verein „Neue Arbeit Chemnitz“. Er ist deutschlandweit einmalig und vor allem dem Team um die langjährige Chefin Doris Müller zu verdanken. Ihre widerborstige Beharrlichkeit und ihr außergewöhnlicher Einsatz für die Arbeitslosen ermöglichten die Entstehung etlicher Projekte und Initiativen.

Wie dies gelang und welche Hürden in den 30 Jahren des Bestehens des Vereins genommen wurden, davon erzählen die Zeitzeugen und Akteure in diesem Buch. Ihre Erfahrungen inspirieren, die Leistungen des Vereins könnten Schule machen.

